

Das Argument

36

8. Jahrgang 1966

Die Amerikaner in Vietnam. Probleme der Entwicklungsländer (II)

In eigener Sache (Wolfgang Fritz Haug)	1
Georg W. Alsheimer: Amerikaner in Vietnam	2
Rüdiger Griepenburg und Kurt Steinhaus: Zu einigen sozioökonomischen und militärischen Aspekten des Vietnamkonflikts	44
Günther Anders: Stenogramme	62
Erklärung über den Krieg in Vietnam	67
Besprechungen	
I. Philosophie	72
II. Soziologie	73
III. Psychologie	80
IV. Soziale Bewegung und Politik	81

In eigener Sache

Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: „Sie haben sich gar nicht verändert.“ „Oh!“, sagte Herr K. und erbleichte.

In den sieben Jahren ihres Erscheinens hat diese Zeitschrift sich immer wieder verändert. Es begann mit Flugblättern, abgezogen im Keller des Berliner SPD-Hauses unter mißtrauischer Duldung von Oben; freundlichst unterstützt, mit Ratschlägen und Papierzuwendungen, vom Untersten im Hause, dem Drucker Paule Hahn, dessen Arbeitsplatz der Keller war; verteilt sodann auf der Straße, vor den Universitäten zumal. Aufrufe, Informationen, Gedichte, — ausgerichtet auf die Weltgefahr Nr. 1: die Atombombe.

Wo Ideen ohnmächtig sind, entläßt sich das Leiden unter den Verhältnissen leicht als Wut gegen das bloße Reden. „Bei Diskussionen kommt eh nichts heraus“, lautet die Formel, mit der die richtige Meinung resigniert. Es galt, die Argumentation vor den Folgen ihrer Ohnmacht zu retten. Wir mußten lernen, was jede Generation unter anderen Bedingungen lernen muß: auf lange Sicht zu arbeiten, jene lebensfähige Verbindung von Ungeduld und Geduld herzustellen, ohne die man über kurz oder lang doch resigniert. Wir mußten lernen, Einsichten aufzubewahren und mit anderen Einsichten zu verknüpfen, wenigstens die *t h e o r e t i s c h e* Beziehung zwischen den verschiedensten gesellschaftlichen und privaten Lebensbereichen herzustellen, wo die *p r a k t i s c h e* versagt blieb.

Wie von selbst ergab sich so die Form, die wir uns nach und nach zum Programm machten und in der die Zeitschrift sich zu Beginn ihres 8. Jahrgangs vorstellt:

Das ARGUMENT wird von (vorwiegend jungen) Wissenschaftlern gemacht, als wissenschaftliche Zeitschrift. Wissenschaft ist, so sehr es viele ihrer Vertreter leugnen mögen, innerlich nie unpolitisch, sondern vielmehr selber ein gesellschaftliches Verhältnis. Entscheidend für den hier angestrebten Begriff von Wissenschaft ist der Versuch, diese ihre Dimension mitzureflektieren. Nicht von außen soll irgendein politisches Engagement an sie herangetragen werden. Sondern kraft ihres Inbegriffs, der Vernunft, soll sie an die geistigen, politischen und ökonomischen Versuche der Menschen, „aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit herauszutreten“, gebunden bleiben. Die wir frühzeitig die Ohnmacht bloßer Meinungen kennengelernt haben, hier versuchen wir Wissenschaft zu treiben im Interesse der Freiheit.

Dabei können wir nicht einmal mehr, wie die Deutsch-Französischen Jahrbücher vor 120 Jahren, deren späte Nachfolger wir in mancher Hinsicht sind, ohne weiteres davon ausgehen, „daß die Welt längst den Traum von einer Sache besitzt, von der sie nur das Bewußtsein besitzen muß, um sie wirklich zu besitzen“. Eher schon können wir davon ausgehen, daß unsere Adressaten längst unter dem Alptraum der falschen Gesellschaft leiden, von der sie nur den Begriff besitzen müssen, damit ihr Leid sich in befreiende Energie umwandle.

W. F. H.

Georg W. Alsheimer (Saigon)

Amerikaner in Vietnam

„Auf den Schlacht- und Mordfeldern des spanischen Bürgerkrieges wurde zum letzten Male um Freiheit, Solidarität, Menschlichkeit in revolutionärem Sinne gekämpft . . .“

„. . . zum letzten Mal in Europa. Das geschichtliche Erbe dieses Kampfes ist heute in jenen Ländern zu finden, die ihre Freiheit im kompromißlosen Kampf gegen die neukolonialen Mächte verteidigen.“
Herbert Marcuse

In der Tat: der Kampf in Vietnam zeigt in mehrfacher Hinsicht verblüffende Parallelen zum spanischen Bürgerkrieg. Wie damals ist ein kleines Land zum Truppenübungsplatz von Großmächten geworden, die unter verhältnismäßig geringfügigen eigenen Opfern an „Menschen und Material“ die mannigfachen Einsatzmöglichkeiten ihrer Waffen von morgen erproben; in Vietnam sind dies Hubschrauber und „Weiterentwicklungen“ von Tränengas, rechtlich unanfechtbare Dum-Dum-Geschosse, Folter, Bestechung und Wirtschaftshilfe — und weil dies alles zu nichts geführt hat, seit einigen Monaten auch psychologische Kriegsführung durch Bombenteppiche aus 12 000 Meter Höhe. Dabei ist nahezu in Vergessenheit geraten, worum es in der Auseinandersetzung ursprünglich ging: um die Tatsache, daß eine sogenannte „Elite“ verzweifelt versucht, innerhalb einer sklerosierten, in nachkolonialen Abhängigkeitsverhältnissen festgefahrenen Gesellschaft, ihre Herrschaftsposition gegen ein politisch immer bewußter werdendes revolutionäres Landproletariat zu verteidigen.

Wie Spanien seinerzeit, beginnt nun auch Vietnam zu einer Angelegenheit des Weltgewissens zu werden. Aber dies Weltgewissen ist diesmal auf eine merkwürdige Weise entpolitisiert: es hat sich auf einen betulich-humanitären Sektor zurückgezogen, sich selbst gewissermaßen auf Rot-Kreuz-Ebene reduziert. Folter, Gas, Bombenteppiche auf dichtbesiedelte Dörfer sind gewiß verwerflich. Aber die Entrüstung darüber läßt gelegentlich vergessen, daß sie nicht bloß bedauerliche Beiprodukte des Krieges, sondern typische Abarten von Unmenschlichkeit sind, Wucherungen, Verdrängungsprodukte eines gesellschaftlichen

Systems, für das die Illusion einer perfekten Einordnung und Angepaßtheit seiner Glieder lebensnotwendig ist. Diese Lebensnotwendigkeit erst macht die Leidenschaftlichkeit der Unterdrückung verständlich, sobald es um die „Beseitigung von Unruheherden“ geht, und ebenso die Perfektion im Selbstbetrug, durch den die westliche Welt sich selbst glauben macht, in Vietnam für „die Sache der Freiheit“ zu kämpfen.

Es ist kein Zufall, daß 1936 — 1939 sich die Sympathien der „liberalen“ Demokratien — einschließlich Amerikas — den Republikanern zuneigten — und dies ungeachtet der Tatsache, daß diese von der UdSSR in Form von Waffenlieferungen und Entsendung von „Beratern“ eine zwar unzureichende, aber immerhin beträchtliche und wirksame Hilfe gewährt erhielten. Der Störungsfaktor par excellence waren damals eben noch nicht die Kommunisten, sondern die Faschisten und Nazis, und dies wohl doch deshalb, weil sie Entwicklungen, die in der Konzeption der liberalen Demokratie selbst angelegt waren, in brutaler und unzivilisierter Weise ans Licht des Tages zerrten. H. Marcuse hat dies in seinem Aufsatz „Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung“ bereits 1934 genau analysiert. Die „Rechtsextremisten“ legten gewissermaßen vorzeitig die Karten des kapitalistischen Herrschaftssystems auf den Tisch — bevor die notwendigen Verdrängungs- und Rechtfertigungsmechanismen in technologischer und psychologischer Hinsicht ausgearbeitet waren. Die einzige Reaktionsmöglichkeit der puritanischen, auf gutes Gewissen und Verdrängung ihrer Widersprüchlichkeiten angewiesenen westlichen Industriegesellschaft war deshalb die radikale Beseitigung des „Störenfriedes“, die inzwischen auch erfolgt ist. Es ist sicher auch kein Zufall, daß die faschistischen Züge Franco-Spaniens seit Kriegsende immer mehr zugunsten einer konservativ-klerikalen Ordnung zurücktreten, und dies besonders rasch, seitdem die Wirtschaftsbeziehungen des Landes zu den USA und Westeuropa immer enger werden.

In einer logischen Entwicklung hat die technisch fortgeschrittenste westliche Industriemacht, die USA, den Nazis und Faschisten das Banner des Antikommunismus abgenommen. „Kommunismus“ ist für sie alles, was auf die Abschaffung des von ihr unterhaltenen Herrschaftssystems hinzielt. Die übrigen westlichen Länder haben sich in ihrer Scheu vor „Extremen“ dieser Definition angeschlossen, wenngleich erheblich weniger enthusiastisch.

Der Kampf um „Freiheit, Solidarität, Menschlichkeit im revolutionären Sinne“, den Vietnam nahezu ohne äußere Hilfe und gegen eine erdrückende technische Übermacht führt, hat

deshalb heutzutage, nahezu 30 Jahre nach Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges, keinerlei Chancen mehr, die politischen Sympathien der westlichen „liberalen Demokratien“ (oder was davon heute noch übrig geblieben ist) zu erwecken. Das einzige, worauf sich hoffen läßt, ist eine möglichst baldige „Liquidierung“ des Problems, an der sie alle ein lebhaftes Interesse haben: um nämlich ein Überspringen seines immer lauter werdenden moralischen Gewissensappelles auf den politischen Sektor innerhalb der unterentwickelten Welt unter allen Umständen zu verhindern.

Wenn hier von Anpassung und Verdrängung, Moral und Gewissen die Rede ist, kann der Eindruck entstehen, ein Widerstreit „höherer Werte“ sei Ursache und Motor des Bürgerkriegs in Vietnam. Dem ist nicht so. Das gute Gewissen, der Wunsch als edel, hilfreich und gut und als Beschützer der Humanität gegen „barbarisches Untermenschentum“ dazustehen, ist selber ein Bedürfnis, das ausgebeutet und mit entsprechender — nicht ausschließlich literarisch-publizistischer — „Ware“ abgedeckt wird. Es ist kein Zufall, daß bei jedem weiteren Schritt der „Eskalade“ des Krieges — besonders deutlich ist dies seit dem Beginn der Teppichbombardements — die Kunde von individuellen kommunistischen Greueltaten immer häufiger verbreitet, immer detailreicher ausgeschmückt wird¹. Die „Rechtfertigungsindustrie“ läuft auf vollen Touren — besonders ertragreich für die amerikanischen Soldatenblätter. In welchem Maße das Bedürfnis der amerikanischen „Freiheitskämpfer“, sich als „good guys“ zu bestätigen, die Saigoneser Wirtschaft belebt, und zu welchen Karikaturen es dabei kommt, davon wird in der Folge noch die Rede sein.

Mehr als den Rahmen abzustecken, in den die folgenden realhistorischen, sozialen, ökonomischen und psychologischen Fakten eingeordnet werden müssen, war nicht möglich. Ihre Abhandlung kann eine Reihe von Fragen nicht beantworten, aber doch wenigstens stellen: Wieso verlangt unser westliches Gesellschaftssystem nach der neokolonialistischen Unterdrückung, die es mit einer solchen Leidenschaft betreibt? Was bedeutet die Verschiebung der Dämonisierung vom sowjetischen auf den asiatisch kommunistischen „Untermenschen“? Welcher eigenen Angst entspringen der Rechtfertigungsdrang und die Verdrängungskapazität, vermittels derer die „freie Welt“, während sie selber in

1 Ähnlich präzises „timing“ für die Lancierung von Berichten über individuelle Greueltaten des Gegners oder der Opfer haben bisher nur die Nazis erreicht. Der Jud-Süß-Film wurde z. B. genau im Augenblick herausgebracht, in dem die Massenvernichtung der Juden in Angriff genommen wurde.

Vietnam die horrendesten Unmenschlichkeiten begeht, sich einreden kann, dort für die Sache der Humanität zu kämpfen?

Die Vorgeschichte

1. Nationale Einheit und sozialrevolutionäre Tradition

Wie jeder weiß, ist Vietnam ein unterentwickeltes Land, erst vor 11 Jahren aus dem kolonialen Joch entlassen, und es teilt mit einem großen Teil afro-asiatischer und lateinamerikanischer Staaten wirtschaftliche, soziale und psychologische Probleme, die alleine schon manche Vorbedingung für eine revolutionäre Situation erfüllen. Über diese Gemeinsamkeiten wirtschaftlicher, sozialer, politischer und psychologischer Unterentwicklung soll nicht verhandelt werden; nur über die besonderen Verhältnisse in Vietnam. Zu diesen gehört die nationale Identität, zu der sich das Land, im Unterschied zu kolonialen Schöpfungen wie Indonesien, Kongo-Leopoldville oder Kamerun, bereits im 10. Jahrhundert zusammengefunden hatte. Seitdem gibt es eine einheitliche vietnamesische Zivilisation und Sprache. Ebenso alt wie die nationale Geschichte ist aber auch der Erwartungshorizont sozialer Gerechtigkeit in der vietnamesischen Tradition. Er war in der Vergangenheit von der Figur des Herrschers bestimmt, dessen unmittelbare Kollektiv-Subjekte die unter Selbstverwaltung stehenden Dörfer waren, und zwar unter ausdrücklicher Ausschaltung lokaler Feudalherren. Die kaiserlichen Beamten, eine Körperschaft, deren Zugang durch Konkurrenzexamen seit dem 17. Jahrhundert auch dem Ärmsten offenstand², hatten die Aufgabe, dieses Unmittelbarkeitsverhältnis aufrechtzuerhalten, indem sie einerseits für die Befolgung der kaiserlichen Gesetze sorgten, die eine Akkumulation von Großgrundbesitz verboten, und andererseits sowohl die Steuern in Empfang nahmen, die die Dörfer der Krone schuldeten, als auch die dem Gesamtwohl dienlichen öffentlichen Arbeiten organisierten, wie Bau von Deichen, Bewässerungssystemen, Straßen und Kanälen. Eine Schwächung der Krone führte regelmäßig zu Beamtenwillkür, Korruption, Zwangsarbeit, Gesetzlosigkeit und Feudalisierung. Dieser Zustand konnte durch kaiserliche Reformen, notfalls aber auch durch eine Revolution beendet werden:

2 Seit der Herrschaft des Chua Nguyen Thuong (1635—1643). LE THANH KHOI schreibt dazu: „La grande originalité des Nguyen par rapport aux Trinh c'est que, faute de cadres, ils ouvrent leurs concours à tous les habitants, sans distinction d'origine ou de nationalité: Dao Duy Tu, fils de comédien, sera fait ministre“. Le Vietnam, Histoire et Civilisation, Les Editions de Minuit, Paris 1955, S. 263/264).

Le Thanh Khoi schreibt dazu: „L'empereur est le fils du ciel. Il en a reçu mandat pour gouverner le peuple en vue de son bonheur. Il a mission de maintenir l'ordre social, aspect terrestre de l'ordre universel. S'il ne remplit pas sa fonction, s'il opprime le peuple, et laisse la prospérité s'éloigner, il perd ce „mandat celeste“ et la révolte populaire devient légitime. C'est pourquoi l'histoire enrégistre tant de changements de dynasties: l'état est le bien commun, tout héros peut s'en saisir“³.

Keine der Reformen oder Revolutionen, die den zahlreichen Epochen des Niedergangs der Zentralgewalt und der damit einhergehenden Feudalisierung folgten, war allerdings radikal genug, die „ursprünglichen“ Verhältnisse⁴ wiederherzustellen. Die Anführer der Revolutionen, die schließlich den Platz des entthronten Herrschers einnahmen, gehörten fast alle dem bereits privilegierten Beamtenstand an, und die von ihnen verkündeten agraren und fiskalen Reformen verwirklichten sich oft nur auf dem Papier⁵. In der Realität hingegen verfestigte sich auf die Dauer doch die Macht der zu Feudalherren emporgestiegenen Beamtenschaft, der bald ein immer zahlreicher werdendes landloses Proletariat gegenüberstand: eine unerschöpfliche Menschenreserve für kaum entlohnte Fronarbeit auf den Latifundien oder für Privatarmeen ehrgeiziger Höflinge und Lokalmandarine⁶. Die mit der Übervölkerung einhergehende Parzellierung des Landbesitzes und die daraus erwachsende Verschuldung verschärften im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts die sozialen Gegensätze noch weiter.

Wenn aber die zahlreichen Reformversuche und Revolten auch hinsichtlich ihrer faktischen Verwirklichungen unbefriedigend blieben, so lösten sie doch jedesmal eine Welle der Hoffnung unter den ins Elend gestürzten landlosen Pächtern und Tagelöhnern aus. Diese Hoffnung konnte sich weiterhin nähren durch

3 S. Le Thanh Khoi, op. cit. S. 232. Zum selben Thema schreibt Pham Huy Thong: Si le souverain opprimait le peuple, il ne méritait plus d'être traité comme souverain. Sa personne n'était plus sacrée et le régicide n'était plus un crime. La révolte contre la tyrannie n'était pas seulement raisonnable, elle était méritoire et conférait à son auteur le droit de s'emparer légitimement du pouvoir souverain“ (L'esprit public vietnamien hier et aujourd'hui, Union culturelle des Vietnamiens en France, Paris, 1949, S. 10).

4 Die „ursprünglichen“ Verhältnisse sind wahrscheinlich bereits zur Zeit der ersten Dynastien ein Mythos gewesen — ein Mythos allerdings, der zu Revolutionen animierte.

5 S. Le Thanh Khoi, op. cit., S. 232 u. 258.

6 Paul ISOART, Le Phénomène National Vietnamien, Bibliothèque de Droit International, Tome XV, Paris 1961, Seite 28, sowie A. Schreiner, Les institutions anamites de la basse Cochinchine, 3 vol. Claude et Cie, Saigon 1900—1902.

die immer wiederkehrende Bildung von Banden „primitiver Sozialrebellent“⁷, die in Krisenzeiten eine weite Anhängerschaft fanden und in manchen, besonders armen Provinzen geradezu endemisch waren. Alle diese Faktoren haben in Vietnam so etwas wie eine sozialrevolutionäre Tradition geschaffen — wenn man einen so widersprüchlichen Begriff überhaupt gelten lassen will. Diese Tradition macht es verständlich, daß im ersten Indochinakrieg der Viet-Minh und nun die „nationale Befreiungsfront“ ihre sichersten Basen in denselben Gegenden ausbauen konnten, die bereits in den vergangenen Jahrhunderten der Monarchie und dann wieder während der ersten Periode der Kolonisierung als revolutionäre Unruheherde bzw. nationalistische Widerstandsnester verschrien waren⁸: Nghe An, Quang Ngai und Binh Dinh, das Transbassac und die Plaine des Joncs.

2. Die Kolonisation

Während der Monarchie bot sich den vietnamesischen Bauern noch eine Reihe von — reellen oder imaginären — Möglichkeiten, der sozialen Gerechtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen oder doch zumindest selbst dem schlimmsten Elend zu entgehen. Die Abwanderung der Ärmsten aus den dichtbesiedelten Ebenen des tonkinesischen Deltas, des Thanh Hoa und des Nghe An nach Süden, eine Emigration, die schließlich die Vietnamisierung des ganzen Küstenanteils der indochinesischen Halbinsel auf Kosten der Champa und Khmer zur Folge hatte, war ein solcher Ausweg aus dem Elend, der mit dem Beginn der französischen Herrschaft versperrt wurde.

Von kaiserlichen Reformen war ebenfalls nichts mehr zu erwarten, seit die Person des Herrschers von den Franzosen entmachtet worden war und zudem nach Belieben ausgewechselt werden konnte⁹. Der positive Effekt der kaiserlichen Souveränität — ihre regulative Funktion auf das Verhältnis von Dorf und Mandarinat — wirkte sich nicht mehr aus. Ein revolutionärer dynastischer Umsturz war angesichts des französischen

7 Le Thanh Khoi schreibt: „de tous les rebelles, le plus grand fut Nguyen huu Cáu, surnommé Quan He. Il s'empare de tout le littoral de Do son et se proclame en 1743 „Grand Général protecteur du peuple“. Avec les fruits de sa piraterie, il organise des distributions de riz aux pauvres. Aussi, partout, des masses enthousiastes l'accompagnent et lui apportent l'aide nécessaire“ ... „il faudra 10 ans“ ... „... pour le refouler de province en province et le capturer enfin sur la côte du Nghê-An.“ (S. 261).

8 S. Isoart, op. cit. S. 104, 147/148, Le Thanh Khoi S. 297 u. a.

9 Von den Franzosen exilierte Kaiser waren z. B. Ham Nghi (1885) und Duy Tân (1916).

„Protectorates“ ebenfalls unmöglich geworden — und außerdem hätte er an den Verhältnissen nichts geändert. Soziale Gerechtigkeit im traditionellen Sinne — als Wiederholung der Weltordnung — konnte nunmehr nur noch durch einen nationalen Befreiungskampf gegen den Eroberer, durch eine Wiedererringung der staatlichen Eigenständigkeit wiederhergestellt werden.

In der hier erforderlichen Kürze können nur einige Auswirkungen der Kolonisierung besprochen werden, und auch diese nur, insoweit sie zum Zustandekommen der gegenwärtigen Situation in Vietnam wesentlich beigetragen haben. Diese Auswirkungen — institutioneller, ökonomischer und psychologischer Art — bedingen sich teilweise gegenseitig und formen das Ganze des kolonialistischen Ausbeutungssystems, das von seinen Schöpfern zwar nicht bewußt entworfen worden ist, nichtsdestoweniger aber doch ihren Interessen aufs Beste gedient hat.

Wie hat das kolonialistische System in Vietnam funktioniert? Auf dem Agrarsektor akzentuierten sich Feudalisierung auf der einen, Proletarisierung auf der anderen Seite, und dies nicht nur, weil durch den Fortfall der kaiserlichen Autorität der Akkumulation des Großgrundbesitzes keine Grenzen mehr gesetzt waren. Die französischen Eroberer, die zur Aufrechterhaltung der lokalen Verwaltung auf die Kollaboration eines Teiles des Mandarinales angewiesen waren, sahen sich gezwungen, diese Zusammenarbeit durch Gewährung von Landkonzessionen zu erkaufen — von Konzessionen, die zum Teil auf Kosten des selbständigen bäuerlichen Besitzes gingen. Aus selbständigen Bauern wurden so über Nacht Pächter oder gar Landarbeiter. Gegen Ende der französischen Herrschaft waren in Cochinchina 45 %, in Tonking (Nord-Vietnam) 20 %, in Annam (Central-Vietnam) 10 % der Reisfelder in den Händen von zumeist in den Städten wohnenden Großgrundbesitzern, die ihrerseits in den drei Landesteilen nur 2 %, 0,02 % bzw. 0,008 % aller Grundeigentümer ausmachen¹⁰.

Die mit der Akkumulation des Großgrundbesitzes und zunehmender Übervölkerung einhergehende Verelendung förderte zwei weitere, seit Jahrhunderten in Vietnam endemische Übel: den Pacht- und den Zinswucher. Das Mißverhältnis zwischen der großen Zahl landloser Bauern und der Knappheit des zur

10 Nach P. GOUROU, *L'utilisation du sol en Indochine*, Paris, 1940. Nach dem „Rapport de la sous-commission de modernisation de L'Indochine“, Paris 1947, waren 24 % der Landbevölkerung Familien landloser Pächter, die in der Gourou'schen Statistik garnicht aufgeführt sind.

Verfügung stehenden bebaubaren Bodens machte es den Großgrundbesitzern leicht, ihren Pächtern den Preis zu diktieren. Dieser betrug häufig 50 %, gelegentlich sogar bis zu 75 % der zu erwartenden Erträge. Bei Krankheit, Überschwemmung oder Dürren waren die Pächter und Kleinbauern oft gezwungen, bei Wucherern Geld aufzunehmen¹¹, um sich und ihre Familie bis zur nächsten Ernte zu ernähren. Sie verpfändeten dafür ihre Erträge, die von den Wucherern dann zu Schleuderpreisen übernommen wurden. Schließlich mußten sie ihnen auch Stück um Stück ihren Besitz überlassen. Häufig waren die Wucherer dazu noch die Beauftragten der Grundherren. — Während aber in den Jahrhunderten nationaler Selbständigkeit die kaiserlichen Agrarreformen regelmäßig mit einem Erlaß sämtlicher Grundschulden einhergingen¹² und auch die örtlichen Beamten im Falle offensichtlichen Wuchers befugt waren, Schuldscheine für nichtig zu erklären, förderte die aus Frankreich importierte „liberale“ Gesetzgebung die Eintreibung der eingegangenen Verpflichtungen um jeden Preis. In den Augen der Bauern wurden die mit dieser Eintreibung beauftragten vietnamesischen Justiz- und Polizeibeamten zu Komplizen der Grundbesitzer und Wucherer. Das Ausgeliefertsein der Landarbeiter, Pächter und Kleinbauern an Grundherren, Wucherer, brutale Polizisten und hartherzige Mandarine ist so zu dem Zentralthema der vietnamesischen Romanliteratur der dreißiger Jahre geworden¹³.

Um aber „Recht und Gesetz“ auf die geschilderte Weise zur Geltung bringen zu können, mußte zuvor das konfuzianische Ethos des vietnamesischen Mandarinales abgebaut werden, das den Beamten nicht nur der Krone, sondern auch dem Dienst an der Allgemeinheit verpflichtet hatte. Der erste Schritt dazu war die Abschaffung der Konkurrenzexamina, die den Erwerb einer Beamtenstelle wenigstens im Prinzip zu einer Sache eigener Arbeit und des eigenen Verdienstes, und damit zu einem Recht für jeden erfolgreichen Prüfungsteilnehmer gemacht hatten. Unter der Ägide des Kolonialismus wurden die Beamten vom französischen Residenten — mit oder auch ohne Sanktionierung des zur Marionette entwerteten Thrones — ernannt, sehr häufig lediglich im Hinblick auf ihre Willigkeit, „keine Scherereien“ bei der Durchsetzung nationaler oder privater

11 Die Zinssätze betragen 3—10 % pro Monat (Le Thanh Khoi, op. cit. S. 422 f.).

12 Solche Reformen wurden z. B. von HO QUI LY 1397, LE LOI 1428, LE THANH TON 1470, TRINH CUONG 1711, den TAY SON 1778, und schließlich MINH MANG 1830 verkündet.

13 Z. B. Ngo Tat TO, When the light is out; Nguyen Cong Hoan, Nam Ceo, Chi Pheo.

französischer Interessen zu machen. Aus einer Verflechtung von Pflichten und Rechten war so ein Privileg geworden, das durch willige Dienstbarkeit gegenüber dem Kolonialherren erkauft und erhalten werden mußte¹⁴.

Durch Verelendung und Protektionswirtschaft wurden die gesellschaftlichen Beziehungen zunehmend pervertiert. Die Überzeugung, sich selbst und die eigene Familie durch eigene Arbeit durch- oder sogar vorwärtsbringen zu können, ging mit den Jahren der Kolonisation verloren. An Stelle von Arbeit und Verdienst als bedingende Faktoren ökonomischer Stabilität und des sozialen Aufstieges traten Glück und Gunst. Es ist daher kein Wunder, wenn sich alte Laster wie Liebedienerei und servile Folgsamkeit (um sich Gunst zu erschleichen), Kartenspiel und Astrologie (um das Glück zu versuchen) nunmehr in allen sozialen Schichten breit machten. — Der Verfall der traditionellen, in der konfuzianischen Moral verwurzelten Erziehung, der in den ersten Jahrzehnten der Kolonisierung systematisch vorangetrieben wurde, um auch die letzten Herde nationalen Widerstandes gegen die Fremdherrschaft auszumerzen, trug weiterhin zur kolonialen Verkrüppelung bei. Anstelle dieser Erziehung, die vor der französischen Eroberung den größten Teil auch der entlegensten Dörfer erfaßt hatte, traten die Tolerierung einiger Privilegierter auf französischen Schulen und Hochschulen auf der einen, allgemeiner Analphabetismus auf der anderen Seite. — Daran änderte auch die Politik des Kulturexportes während der letzten Kolonisationsjahrzehnte nichts, die nahezu ausschließlich den ohnehin Privilegierten und Begüterten auf den höheren Schulen zugute kam.

Auf diese Weise zog sich die Kolonialmacht eine servile Elite von konsumkräftigen Kollaborateuren und ergebenen Vasallen heran, die sie in einer totalen Abhängigkeit erhielt; gleichzeitig sorgte sie für ständige Nachfüllung eines ausgiebigen Reservoirs ungeschulter billiger Arbeitskräfte. Die totale Abhängigkeit von ihren französischen Herren setzte die kollaborierenden Beamten, besonders in den ersten Jahrzehnten der Kolonisation, allerdings auch der Willkür und Rechtlosigkeit aus. Dies wieder förderte die Tendenzen zu Unverantwortlichkeit und Dissimulation,

14 G. TAJASQUE schreibt: „Ceux qui collaboraient avec nous ont cédé à l'attrait de l'argent ou, pire encore, à une ambition sans frein comme sans scrupule. Leur raiilement les voue à l'exécration et au mépris du peuple. La noblesse d'âme, le désintéressement, le courage sont dans l'opposition. Rien à faire contre cette coalition des forces morales“ (Indochine, vieilles idoles, nouveaux dieux, Paris 1944, S. 221). Man könnte diese Sätze, die auf die Zeit der Eroberung Vietnams durch die Franzosen, 1862—65, gemünzt sind, wortwörtlich für die heutige Situation übernehmen — wenn man dabei Franzosen durch Amerikaner ersetzt.

die bereits im höfischen Leben der Monarchie gelegentlich zutage getreten waren. Man erfüllte alle Befehle buchstäblich, bemühte sich aber nicht, die in ihnen enthaltenen Absichten zu entschlüsseln. Selbständige Initiativen brachten ja meist Ärger mit sich. Außerdem tat man alles, um den Verwaltungsbetrieb so undurchsichtig wie irgend möglich aufzuziehen — so daß der Kolonialherr es schließlich aufgab, sich im Wirrwarr der inner-vietnamesischen Verhältnisse zurechtfinden zu wollen, und bei gelegentlichen Pannen auch keinen Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen konnte. Ölung durch Schmeicheleien und Höflichkeitsfloskeln trug ein ihriges dazu bei, Reibungen zu vermeiden, die zu einem Gesichtsverlust hätten führen können. Schließlich half die Unkenntnis der meisten Franzosen in der vietnamesischen Sprache mit, einen den Fremden unzugänglichen Eigenraum zu schaffen, in dem die alten Laster Korruption, Vetternwirtschaft und Favoritismus ungestört durch gelegentliche okzidentale Egalitätsanwandlungen ausschließlich appliziert auf Vietnamesen unter sich, versteht sich — zu neuer Blüte sich entfalten konnten. Den Franzosen, die sich gelegentlich über solche Mißbräuche zu empören liebten, diente das unverantwortliche Benehmen der von ihnen Entmündigten zur weiteren Rechtfertigung ihres Protektionismus¹⁵.

Das koloniale Herrschaftssystem sah allerdings nicht in allen Landesteilen gleich aus. Während in Tonking und Annam — französischen Protektoraten — dem entmachteten Mandarinat noch die herkömmlichen Titel und Riten belassen wurden, kam der cochinchinesische Süden unter direkte französische Kolonialverwaltung. In den ersten 50 Jahren der Kolonisation (Cochinchina wurde bereits 1862, Tonking und Annam erst 1885 in Besitz genommen) standen Vietnamesen dort nur subalterne Schreiberposten offen, die jeden Sozialprestiges entkleidet waren. Auch der Weg zur westlichen Bildung und damit zu den „freien Berufen“ war den Vietnamesen zu dieser Zeit noch versperrt. Die cochinchinesische Elite wandte sich deshalb dem Handel zu. Geld wurde der einzig mögliche Weg zum Erfolg. Die später in Cochinchina betriebene Assimilationspolitik ermöglichte es den Söhnen und Enkeln der zu Geld gekommenen ersten Händlergenerationen dann auch, an den Segnungen der französischen Zivilisation teilzuhaben. Sie gingen nach Paris und Montpellier studieren, wurden Ärzte, Apotheker, Architekten und

15 Von LOUVET stammt die folgende Äußerung über den vietnamesischen Charakter: „Il est d'un caractère inconstant et léger à l'excès, c'est un peuple enfant, ayant la mobilité et les caprices de l'enfant. Il faut donc le traiter comme tel, avec un mélange de sévérité et d'indulgence“ (La Cochinchine religieuse, Paris 1885, S. 218).

Rechtsanwälte. So bildete sich in Saigon allmählich eine merkantile Bourgeoisie, die sich durch kosmopolitische Einstellung und verkümmertes Nationalgefühl, skrupellose Geldmacherei und großmannssüchtige Genußfreude, aber auch eine erfreuliche, unkomplizierte Direktheit im Umgang von der zeremoniösen, scholastischen, dissimulatorischen und oft hypokriten Eliten Nord- und Zentralvietnams in Hanoi und Hué unterschied. Diese Entwicklung sowie die immer wichtiger werdende Rolle Saigons als eines Hauptumschlagplatzes der Schifffahrt ließen in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg in der cochinchinesischen Hauptstadt dann auch einen kaufkräftigen Markt für Luxus- und Gebrauchsgüter entstehen, der sich allmählich auch auf die anderen großen Städte — Hanoi, Tourane (Danang) und Hué ausdehnte. Das koloniale Wirtschaftssystem war damit komplettiert: konsumbereite große Städte auf der einen Seite, ein verelendetes Landproletariat als Arbeitsreserve für Bergwerke, Gummipflanzungen und Großgrundbesitz auf der anderen. — Die vom Kolonialismus erzeugte Entfremdung und Gegensätzlichkeit der beiden Eliten — der mandarinal-feudalistischen im Norden und im Zentrum, und der merkantilistisch-liberalen im Süden des Landes, hat nicht nur in der Form von unterschiedlichen Charaktermerkmalen, sondern auch als Regionalismus in der vietnamesischen Innenpolitik bis heute überdauert. Bei der Besetzung von Schlüsselpositionen wird ein sorgsam ausgeklügeltes Proporzsystem in Anwendung gebracht, um dem gegenseitigen Mißtrauen keine weitere Nahrung zu geben.

Hermetischer Verschluß der vorher schon wenig durchlässigen Klassengrenzen, Entwürdigung und Korruption der Eliten, denen jede staatsbürgerliche Verantwortung entzogen war, auf der einen, zunehmende Ausbeutung und Verelendung der Landbevölkerung auf der anderen Seite, Regionalismus, psychologische Verkrüppelung und Verkindschung, das waren die Auswirkungen des französischen Kolonialismus in Vietnam. Sie haben in der psychologischen und gesellschaftlichen Verfassung der Vietnamesen bis heute, über 10 Jahre nach dem Ende der Fremdherrschaft und der direkten kolonialen Ausbeutung ihre Spuren hinterlassen. Statt auf eine Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu sinnen und die dazu notwendigen Maßnahmen zu treffen: (Agrar- und Steuerreform, Industrialisierung, den Erfordernissen angepaßte Planung auf dem Erziehungs- und Gesundheitssektor) hat die südvietnamesische Elite im Süden die von der Kolonisation zurückgelassenen sozialen und wirtschaftlichen Strukturen übernommen, und sich einfach an die Stelle ihrer ehemaligen französischen Herren gesetzt, nur um die koloniale Ausbeutung in eigenem Namen — oft

unverhohlener und schamloser als ihre Vorgänger — zu betreiben. An den alten Problemen hat sich 11 Jahre nach der Unabhängigkeit in Südvietnam deshalb auch nichts zum Besseren gewandelt. Korruption und Favoritismus, Pacht- und Zinswucher, Unterernährung und Arbeitslosigkeit auf dem Lande, immenser Reichtum und Luxus, Investitionsmangel, Kapitalflucht, Beamtenwillkür und administratives Chaos in den Städten haben eher noch weiter um sich gegriffen, und ebenso ihre psychologischen Korrelate: Selbstherrlichkeit und Unverantwortlichkeit, Angst und Servilität. Daß bei diesem Klima Magie und Irrationalismus selbst unter der westlich gebildeten „Oberschicht“ florieren, Rationalität, Logik und nüchterne Überlegung jedoch in Mißkredit stehen, ist nicht verwunderlich in einer Gesellschaft, die dem Menschen die Möglichkeit versagt, sich den eigenen Lebensrahmen durch Arbeit methodisch zu erwirken, und stattdessen seine Angewiesenheit auf Glück und Gunst perpetuiert.

3. Der Indochinakrieg, das Regime der Familie Ngo und was danach kam

Die Hauptfaktoren, die zum Indochinakrieg 1946—1954 geführt haben, müssen als bekannt vorausgesetzt werden. Als nationaler Befreiungskampf eines bereits unabhängigen Staates gegen die französische Invasion begonnen, hatte er in den Jahren 1951—54 manche bürgerkriegsähnliche Aspekte angenommen. Die intellektuelle Elite, das Bürgertum und die religiösen Minderheiten — Cao Dai, Hoa Hao und Katholiken — die sich 1946, zu großen Teilen, wenn auch widerstrebend dem kommunistisch geführten Viet Minh im Kampfe gegen die Fremdherrschaft angeschlossen hatten, trennten sich von ihm, sobald 1951 in den „befreiten Gebieten“ die ersten einschneidenden sozialen und ökonomischen Reformen gegen den Widerstand der Notablen und Grundbesitzer, notfalls auch mit brutaler Gewalt durchgepeitscht wurden. Das Trauma dieser „Liquidierung der Klasse der Großgrundbesitzer“ ist von der südvietnamesischen Elite bis heute noch nicht verwunden, die eine Unzahl von Schilderungen individueller kommunistischer Untaten aus dieser Epoche bereithält¹⁶. Viele ehemalige Viet-Minh-Anhänger bürgerlicher oder großagrarischer Herkunft begannen um jene Zeit

16 Gelegentlich wurden in der Tat Grundbesitzer oder wohlhabendere Bauern, die sich nichts zu Schulden hatten kommen lassen, von „Volksgerichten“ verurteilt und exekutiert. Der Sinn der Aktion war, dem Landproletariat die Entmachtung ihrer ehemaligen Herren sinnfällig vor Augen zu führen, und es zu veranlassen, seine politischen Interessen ohne

mit den Franzosen zu kollaborieren, die ihrerseits im gleichen Jahre eine Reihe von Restriktionen der Unabhängigkeit des von ihnen gegründeten Bao-Dai-Staates aufhoben und sich daran machten, eine vietnamesische „Nationalarmee“ zu rekrutieren¹⁷. Die ärmere bäuerliche Bevölkerung, der die Reformen des Viet Minh zugute gekommen war und die durch diese ihre humane Würde und ihr Selbstbewußtsein wiedergefunden hatte, wurde hingegen zu einer um so treueren Anhängerschaft der Befreiungsbewegung. Die den Franzosen zugelaufenen Offiziere bürgerlicher Herkunft wurden durch Unterführer aus der vom Viet Minh selektionierten und ausgebildeten landproletarischen Intelligenzreserve ersetzt. Sie bewährten sich glänzend und erhöhten eher noch die Schlagkraft der Guerilla-Armee. Im Juli 1954 war das französische Expeditionskorps, trotz der Niederlage in Dien Bien Phu zwar noch nicht entscheidend geschlagen, aber doch abgenutzt und entkräftet. Frankreich gab den Kampf auf, nachdem der Versuch fehlgeschlagen war, die amerikanische Militärmacht zu einem Engagement „aller zum Siege notwendigen Land-, Luft- und Seestreitkräfte“ unter französischem Oberbefehl zu veranlassen¹⁸.

Das Ergebnis waren die Genfer Waffenstillstandsabmachungen, die am 17. Breitengrad eine „provisorische“ Demarkationslinie schufen und so das Land im Endeffekt in einen „kommunistischen“ Norden und einen „nationalistischen“ Süden teilten. Premierminister und später Präsident wurde im Süden auf amerikanischen Druck der katholische Exilpolitiker Ngo Dinh Diem, dessen aus ideologischen wie familiären Motiven erwachsender radikaler Antikommunismus¹⁹ dem State Department

Furcht vor den letzteren wahrzunehmen — eine Aufgabe, deren Schwere nur ermesen kann, wer Macht und Einfluß der Notablen in vietnamesischen Dörfern kennengelernt hat.

17 1949 hatten die Franzosen den ehemaligen Kaiser Bao Dai zum Staatschef Vietnams ernannt und im Prinzip, wenn auch noch nicht in der Realität, die vietnamesische Unabhängigkeit akzeptiert.

18 Dieser Versuch sollte mit der sog. „Operation Vautour“, einem massiven Bombardement der Viet-Minh-Positionen um Dien Bien Phu beginnen. S. Jean LACOUTURE et PH. DEVILLERS, *La fin d'une guerre. Indochine 1954*, Editions du Seuil, Paris 1960.

19 Sein Bruder NGO DINH KHOL, Gouverneur der Provinz Quang Nam und Kollaborateur der Franzosen, der in großer Anzahl nationalistische Rebellen ans Messer geliefert hatte, wurde in den Revolutionswirren im August 1945 vom Viet Minh erschossen. Diems spätere Aktionen gegen die Kommunisten hatten alle den Charakter mittelalterlicher Blutrache. Bernard FALL berichtet, Diem hätte 1945 einen Ministerposten in HO CHI MINHs Regierung nicht mit politischen Argumenten, sondern durch die Gegenfrage: „Was haben Sie mit meinem Bruder gemacht?“, abgelehnt. Für diesen Bruder hat er in Hué ein Mausoleum bauen lassen, das an Pracht den dortigen Kaisergräbern in nichts nachsteht.

die nötigen Garantien für die Praktikabilität der damaligen amerikanischen Politik des „roll back“ zu bieten schien.

Über die meisten inneren Widersprüche des Diemismus wie Konfessionalismus und Regionalismus, Monopolisierungsversuche des Handels und der noch embryonalen Industrie, Massenbewegungen im Dienste einer Familienoligarchie, Antikommunismus und Antiliberalismus, müssen wir hier hinweggehen, obwohl auch sie zur Vorgeschichte des jetzigen Krieges, der sog. „zweiten Résistance“ gehören. Diese Widersprüche hatten die Saigoneser Bourgeoisie, einen großen Teil der liberalen Politiker, und schließlich auch die Buddhisten in die Opposition zum Regime getrieben; gleichzeitig wurde die verelendete Landbevölkerung durch Schaffung eines omnipräsenten Polizeiapparates unbarmherziger denn je dem Terror und der Beamtenwillkür ausgesetzt — besonders in abgelegenen Provinzen, wo die Abwesenheit von Fremden es überflüssig machte, ein Dekorament demokratischer Grundrechte zu wahren. Einen gewissen Anklang fand das „personalistische“²⁰ Regime der Brüder Ngo bei kleinen Händlern und Mittelstandsbauern, von denen einige plötzlich Gelegenheit bekamen, durch loyale Exekution von zweifelhaften Finanzoperationen für die Familien, wie Waffen-, Opium- und Reisschmuggel, in kürzester Frist zu phänomenalem Reichtum zu gelangen. Aus Gründen konfessioneller Solidarität wurde es schließlich von den politischen und geistlichen Führern des nordvietnamesischen Katholizismus unterstützt, die aus Angst vor politischen Repressalien des Viet Minh, aber auch vor dem Ende des von ihnen unterhaltenen obskurantistisch-feudalen Herrschaftssystems, im Jahre 1954 mit amerikanischer Hilfe die Massenflucht von 800 000 Gläubigen nach dem Süden organisiert hatten.

Der amerikanischen Protektion durch seine Vietnam-Lobby (wirtschaftliche Interessen, und Teile des katholischen Klerus unter Führung des Kardinals Spellmann) versichert, und der Unterstützung der katholischen Flüchtlingsmassen gewiß, die zu ihrer Implantierung im Süden auf das präsidentielle Wohlwollen angewiesen waren, konnte Diem es sich bald leisten, die Genfer Verträge als einen Fetzen Papier zu behandeln. Seine Regierung hatte sie ja nicht mit unterschrieben. Diese Verträge hatten allgemeine Wahlen unter internationaler Kontrolle in 2 Jahren — also 1956 — vorgesehen, sowie in beiden Zonen Schutz für diejenigen, die im Indochinakrieg auf der Gegenseite gekämpft oder aber für diese agitiert hatten. Eine internatio-

20 Die von Ngo Dinh Nhu erfundene Staatsideologie des Personalismus (Nhan Vi) war eine Verballhornung der gleichnamigen Philosophie Emmanuel Mounier's.

nale Kontrollkommission sollte das überwachen; zudem sollte sie den verfügbaren Einfuhrbeschränkungen für Waffen und Kriegsmaterial Geltung verschaffen. Nachdem es Diem aber 1955 gelungen war, den Widerstand der politiko-religiösen Sektens Cochinchinas (Cao Dai, Hoa Hao und Binh Xuyen), die damals alle Privat-Armeen besaßen, durch geschicktes Gegenineinanderauspielen zu brechen, und seine Alleinherrschaft befestigt war²¹, machte er sich jedoch prompt unter flagranter Mißachtung der Genfer Bestimmungen an die „Ausmerzungen“ der ehemaligen Anhänger der antifranzösischen Résistance²². Gleichzeitig proklamierte er, auf Rat seiner amerikanischen Schutzherren, öffentlich seine Weigerung, die in den Genfer Verträgen vorgesehenen Wahlen austragen zu lassen, und ersetzte die noch im Lande verbliebenen französischen Militärberater durch eine amerikanische „Military Assistance and Advisory Group“ (MAAG). Amerikanische Militär- und Wirtschaftshilfe begann in das Land zu strömen.

Die von Diem 1956 befohlene Kampagne der „Denunziation der Kommunisten“ wurde mit besonderer Grausamkeit in den Gebieten geführt, die im Indochinakrieg vom Viet Minh kontrolliert und verwaltet worden waren. Dorfälteste, Lehrer und ehemalige Milizsoldaten, aber auch einfache Bauern, die an der Landverteilung beteiligt worden waren oder gar aktiv an ihr mitgewirkt hatten, wurden aus den Dörfern verschleppt, in „Erziehungslager“ geworfen, oder auch einfach niedergeschossen. Die damals noch rudimentäre Organisation des Polizei- und Kontrollapparates des Regimes bot darüber hinaus jedem Gelegenheit, seine Konkurrenten auf bequeme und wenig kostspielige Art loszuwerden. Ein Teil der durch die Kampagne Geächteten entfloh in den Dschungel oder die Sümpfe — in das alte „Maquis“.

Um die gleiche Zeit versuchten die Großgrundbesitzer, die teilweise vom Beginn der Feindseligkeiten an mit den Franzosen kollaboriert hatten und deshalb von den Viet-Minh-Autoritäten enteignet worden waren, teilweise erst während der Aktion zur „Liquidierung des Großgrundbesitzes“ die Flucht ergriffen hatten, wieder „zu ihrem Recht“ zu kommen. Sie forderten von den Bauern, die der Viet Minh teilweise bereits 8 Jahre

21 Über diese Periode unterrichtet am besten Donald LANCASTER, *The Emancipation of French Indochina*, Oxford University Press, 1961.

22 Laut Berichten der Internationalen Kontroll-Kommission vom 20. 7. 1955 bis zum 6. 2. 1959. Am 11. 4. 1957 erklärte die Südvietnamesische Regierung der Kommission, sie werde Anfragen betreffs Artikel 14 c der Genfer Vereinbarungen, der den Schutz ehemaliger Kämpfer der Gegenseite zum Gegenstand hat, nicht mehr beantworten.

zuvor zu Eigentümern des von ihnen bebauten Bodens erklärt hatte, für die gesamte Zeitspanne rückwirkend den „ihnen zustehenden“ Pachtzins und machten das Verbleiben der so aufs neue zu Pächtern Degradierten von der Akzeptierung neuer, wucherischer Pachtvereinbarungen abhängig. Die Gesetzgebung gab ihnen Recht. Wer sich nicht beugen wollte, riskierte, als Kommunist verfolgt zu werden. Die von Diem 1957 dekretierte, aber niemals in größerem Ausmaß in die Tat umgesetzte, Landreform²³ begrenzte zwar Pachtzins und Grundbesitz (letzteren auf 100 Hektar). Die Bauern mußten aber für die Parzellen, die ihnen zugewiesen werden sollten, dem Staat, der seinerseits die Großgrundbesitzer zu entschädigen hatte, über 6—10 Jahre eine „Abfindungssumme“ bezahlen, erst nach der Erfüllung dieser Verpflichtungen sollten sie zu Eigentümern erklärt werden. Da sie bereits Übertragungsurkunden des Viet Minh — einer zeitweise (1945/46) sogar von den Franzosen als legale vietnamesische Regierung anerkannten Landesverwaltung — in den Händen hatten, fühlten sie sich zu Recht betrogen und beraubt. Sie waren deshalb nur zu gerne bereit, mit den ins Maquis entflohenen, kommunistischen und nichtkommunistischen Opfern der diemistischen Verfolgung gemeinsame Sache zu machen.

Ehemalige Viet-Minh-Anhänger aus den Dörfern, von Diem verfolgte nationalistische Politiker sozialreformerischen Anstreiches, von ihren Reisfeldern vertriebene Bauern: das bildete im Jahre 1957 den Kern dessen, was heute von den Amerikanern als „Vici“²⁴ gekillt wird und sich selbst seit 1960 als Nationale Befreiungsfront Südvietnams bezeichnet. Nachdem die Hoffnungen auf allgemeine Wahlen und Wiedervereinigung mit dem Nordvietnam Ho Chi Minhs endgültig geschwunden waren, und die diemistische Repression immer systematischer und unerträglicher wurde, begannen im Herbst des Jahres 1957 die ersten Einzelaktionen der „zweiten Résistance“: Attentate gegen diemistische „chefs de village“ und Distriktpolizisten. Sie blieben mehrere Jahre isoliert. Militärische Attacken wurden erst ab 1960 unternommen — etwa von demselben Zeitpunkt an, an dem Nordvietnam sich entschloß, die Rebellenorganisation im

23 Die „Agrarpolitik“ Diems ist in den Büchern von Bernard FALL (The two Vietnams, Praeger, New York 1963) und Wilfried BURCHETT (La seconde Résistance, Vietnam 1965, Gallimard, Paris 1965) ausführlich dargelegt. Der amerikanische politische Wissenschaftler David WURFEL hatte bereits 1957 vor ihren Konsequenzen gewarnt und diese hell-sichtig vorausgesagt.

24 „Vici“ ist die amerikanische Abkürzung für „Viet-Cong“, seinerseits die offizielle pejorative Etikettierung der Rebellen durch die Saigoner Regierung. „Kommunist“ wäre korrekt durch „cong san“ zu übersetzen.

Süden moralisch und agitatorisch, aber auch durch Training der Guerillaführer und politischen Kader aktiv zu unterstützen. Bereits im Herbst 1961 befand sich die bis an die Zähne bewaffnete südvietnamesische Armee — von über 3 000 amerikanischen Beratern gedrillt, etwas über 500 waren nach den Genfer Verträgen zugelassen — im Zustand totaler Demoralisation und beginnender Auflösung. 1962 konnte der massive Einsatz von amerikanischen Hubschraubern und die Erhöhung der „Berater“-Zahl auf 20 000 die Lage noch einmal stabilisieren. Um die Jahreswende 1962/63 wurde die Befreiungsfront jedoch aufs neue aggressiv und gewann in den ersten Januartagen 1963 die erste offene Schlacht bei Ap Bac. Seitdem ist es ihr gelungen, ihre Kontrolle über etwa 80 % des flachen Landes und etwa 60 % der Bevölkerung auszudehnen. Der Sturz Diems im November 1963 und die Zerschlagung seines immerhin wirkungsvollen Polizei- und Informationsapparates sowie das daraus erwachsene Verwaltungschaos kamen den „Vici“ dabei zugute. Die Zahl der Deserteure innerhalb der Armee und Miliz sowie unter den zum Militärdienst einberufenen Rekruten stieg in die Zehntausende pro Monat. Bevor es jedoch zum endgültigen Zusammenbruch des Saigoner Regimes und seiner Armee kommen konnte, hatten im Februar 1965 die Amerikaner die Geschicke des Krieges in ihre Hand genommen, eigene Kampftruppen gelandet, den Luft- und Seekrieg intensiviert. Die Anzahl der amerikanischen Soldaten in Südvietnam übersteigt heute die des gesamten französischen Expeditionskorps 1953 um ein wesentliches²⁵. Maßnahmen wie tägliche Teppichbombardements des Strategic Air Command aus Guam, nahezu ununterbrochener MG- und Bordkanonenbeschuss der Viet-Cong-Gebiete und der umstrittenen Zonen durch Düsenjäger und andere Jagdbomber sowie die Übernahme der strategischen Schlüsselpunkte durch amerikanische „Marines“ und Fallschirmjäger haben die militärische Katastrophe zwar für den Augenblick abgewendet. Sie haben aber auch große Opfer unter der Zivilbevölkerung gefordert²⁶ und die Zahl der Menschen, die sich aus den zerbombten Dörfern in die Nähe der „bombensicheren“ großen Städte geflüchtet haben, auf knapp eine Million ansteigen lassen. Diese beschäftigungslosen Massen leben nun, als „Flüchtlinge vor dem kommunistischen Terror“ etikettiert, von Betteln, ame-

25 Dieses umfaßte Mai 1953 54 000 Franzosen, 20 000 Legionäre, 30 000 Nord-Afrikaner, 10 000 Luftwaffensoldaten, 5 000 Marine (E. BALLANCE, *The Indochine War*, Faber and Faber, London 1964).

26 Besonders seitdem sich die Angriffe des Strategic Air Command durch Superfortressen B 52 auch auf die dichtbesiedelten Ebenen des Mekong-Deltas und der Küste von Quang Ngai erstreckt haben.

rikanischer Hilfe, von Wohltätigkeitsspenden der Damen der vietnamesischen Gesellschaft und hoher amerikanischer Offiziere, und bilden gleichzeitig eine touristische Attraktion für vietnamesische Minister, Kommissionen aus Washington und parlamentarische Delegationen „befreundeter“ Staaten. Vor wenigen Wochen sagte ein hoher amerikanischer Botschaftsbeamter zu einem europäischen Reporter: „Sie sollen nur kommen, wir sorgen schon dafür, daß sie nicht verhungern. Wir wollen die Herzen der Bevölkerung den Vici entfremden. Die Leute sollen zu fühlen bekommen, daß die Nähe der Kommunisten für sie Tod und Vernichtung ihrer Habe bedeutet. Diese Begriffe sollen für sie in ein und denselben verschmelzen. Deshalb schicken wir unsere Bomber überall dorthin, wo die Vici sich sehen gelassen haben — oder wo sie sich sehen lassen könnten!“²⁷.

Der schrittweisen Eskalade des Krieges durch die Amerikaner konnte die Nationale Befreiungsfront nicht untätig zusehen. Bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1964 hatte sie sich im wesentlichen selbst durchgebracht, mit Hilfe der Nationalarmee abgenommener modernster amerikanischer Waffen sowie alter Reservoirs aus dem Indochinakrieg — französischer und russischer, tschechischer und rotchinesischer, ja sogar nazideutscher Provenienz. Erst nach den ersten amerikanischen Bombardements Nordvietnams im August 1964 begannen Ho Chi Minhs „demokratische Republik“ und Rotchina eine bedeutendere Rolle für den Waffen- und Materialnachschub nach Süden zu spielen. Ob seit April 1965, also nach der Landung amerikanischer Marineinfanteristen in Südvietnam, tatsächlich reguläre Einheiten der nordvietnamesischen Armee auf den südlichen Hochplateaus operieren und die Truppen der Befreiungsfront unterstützen, was die Amerikaner zur Rechtfertigung ihrer Bombenangriffe auf den Norden ständig behaupten, ist nie ganz klar geworden und darf bezweifelt werden. Wohl aber sind zahlreiche 1954 nach Norden abgezogene Viet Minh-Soldaten südlicher Herkunft seitdem in ihre Heimatprovinzen und -distrikte zurückgekehrt,

27 Der Name des Reporters muß aus Sicherheitsgründen für seine Person ungenannt bleiben; ihm könnte sonst Ausweisung drohen. Ganz ähnliche, allerdings in ihren Konsequenzen weniger blutige Kollektivbestrafungen haben die Franzosen bereits bei der Unterdrückung der „Révolte des Lettrés (1885—1898) angewandt: „On déclare responsable et coupable tout le village qui a donné refuge à une bande ou qui n'a point signalé son passage. En conséquence, le chef de village et trois ou quatre principaux habitants ont la tête tranchée, le village est incendié et rasé jusqu'au sol“ (De LANESSAN, Principes de la Colonisation, Paris 1897). Dank der Perfektion der Exterminationstechnik sind es heutzutage nur mehr als „Trois ou quatre“, die daran glauben müssen.

um am „nationalen Befreiungskampf“ gegen das Saigoner Regime und die Amerikaner teilzunehmen.

Die politische Orientierung der Nationalen Befreiungsfront gibt Betrachtern, die sich weigern, propagandistische Schlagworte des kalten Krieges abzukaufen und sich ein eigenes Bild von der Lage machen wollen, ähnliche Rätsel auf wie ihre militärische Führung und Organisation. Der ehemalige britische Außenminister Patrick Gordon Walker hat nach einer Informationstour in Südostasien gesagt, sie unterscheide sich nicht wesentlich von den Résistance-Bewegungen in Europa während des 2. Weltkrieges, in denen auch bürgerliche und kommunistische Kräfte vereint waren, die letzteren aber oft die aktivste Rolle spielten. An einem scharf sozialrevolutionären, marxistisch orientierten politischen Kurs der Führung kann trotz gelegentlicher gegenteiliger Behauptungen des Zentralkomitees kaum gezweifelt werden. Ob es sich dabei aber um einen dogmatisch-institutionellen, oder aber einen praktisch humanitären Sozialismus marxistischer Prägung handelt, steht zur Zeit noch offen. Je mehr die Befreiungsfront auf rotchinesische Unterstützung angewiesen ist — und das ist sie um so mehr, je massiver die Amerikaner in den Krieg eingreifen — desto größer wird natürlich auch die politische Abhängigkeit vom System und Dogma des großen Nachbarn. Und je mehr die Amerikaner in Vietnam der rotchinesischen Karikatur vom neokolonialistischen Imperialisten durch ihr Verhalten ein allseits sichtbares Korrelat in der Wirklichkeit geben, desto attraktiver werden für die politisch bewußte vietnamesische Jugend die Thesen des asiatischen Kommunismus — und dies umso mehr, als er die einzige Kraft ist, die in Vietnam die traditionelle Aufgabe einer revolutionären Wiederherstellung einer gerechten Sozialordnung ohne jeden Vorbehalt übernommen hat. Die durch die Machtverhältnisse bedingte nunmehr komplette Entartung der vietnamesischen Regierung und Generalität zu willens- und verantwortungslosen Werkzeugen der amerikanischen Kommando-Organen und die damit einhergehende Entbindung rassistisch gefärbter xenophobischer Emotionen beschleunigt diese Entwicklung nur.

Die Lage heute

1. Krieg und Frieden

Seit dem massiven Eingreifen der Amerikaner in den Vietnam-Krieg drängen vor allem die sogenannten „blockfreien“ Staaten auf Verhandlungen, die zu einem Ende der offenen Feindseligkeiten und einer „für alle Teile akzeptablen“ politischen Lösung führen sollen. Trotz aller Deklarationen der Ame-

rikaner, zu „bedingungslosen“ Verhandlungen bereit zu sein, ist ihre Weigerung, die Nationale Befreiungsfront als selbständige Delegation anzuerkennen, das einzige Hindernis für Gespräche am Konferenztisch. Wie die Franzosen seinerzeit nicht mit Ho Chi Minh, sondern nur mit seinen angeblichen Auftraggebern in Moskau und Peking verhandeln wollten, und erst durch Dien Bien Phu eines besseren belehrt werden konnten, akzeptiert Amerika bestenfalls den Einschluß der „Vici“ in die nordvietnamesische Delegation, und dies mit der Begründung, die Vereinigten Staaten könnten nur mit Vertretern „souveräner“ Staaten verhandeln, nicht aber mit einer Bande von Banditen, Räubern und Mördern, die sich darangemacht haben, die bestehende Ordnung zu stürzen.

Vernünftige Argumente richten bekanntlich gegen emotionell verwurzelte „Überzeugungen“ nichts aus. Während die Logik der Ereignisse und die Lehren der Kolonialgeschichte gerade im wohlverstandenen Interesse Amerikas eine möglichst baldige Beendigung des Krieges nahelegen sollten, schon um einer weltweiten Welle des Antiamerikanismus noch rechtzeitig vorzubeugen und eine totale Abhängigkeit der Befreiungsfront und Ho Chi Minhs von Rotchina zu verhüten, weigert sich das amerikanische Selbstbewußtsein, sich mit dem Unumgänglichen — einer sozialen Revolution in Südvietnam und dem Ausscheren des Landes aus dem strategischen Quarantäne-Ring der USA um Rotchina — abzufinden und eine Teilniederlage durch Farbige hinzunehmen — durch die eigentlich zu killenden Vici. „Die Ehre der Vereinigten Staaten steht hier auf dem Spiel“, sagt Präsident Johnson.

Ohne tiefer in die große Politik einsteigen zu wollen — (in Fragen z. B., inwiefern tatsächlich eine Teilniederlage Amerikas durch eine „nationale Befreiungsfront“ das semikoloniale System der USA in Lateinamerika zum Einsturz bringen könnte) werden wir besprechen, was in Vietnam selber vorgeht. Was tut der Krieg — materiell und psychologisch — den Bauern und der „Elite“ an? Wie benehmen sich die Amerikaner dort? Wie ist ihre Rechtfertigungsideologie beschaffen? Wie wirkt sich ihre Anwesenheit und ihre Wirtschaftshilfe auf die sozialen Spannungen im Lande selbst aus? Und wer hat ein Interesse daran, daß das Massaker weitergeht?

2. Konjunktur und Elend

Der Krieg und die Anwesenheit der Amerikaner haben in Saigon, in Danang und in geringerem Umfange auch in den übrigen größeren Städten eine Konjunktur hervorgerufen, wie

Vietnam sie nicht einmal in den besten Tagen des französischen corps expéditionnaire erlebt hatte. Der Dollar rollt im buchstäblichsten Sinne. Für 160 000 amerikanische Soldaten müssen Unterkünfte gebaut werden. Die in immer größerer Zahl eintreffenden amerikanischen Stabsoffiziere, Techniker und Verwaltungsexperten sind in Saigon und Danang auf der Suche nach airkonditionierten Villen und „eingeborenem“ Personal. Hotels über Hotels, Bars, Restaurants entstehen für die Tages- und Wochenendurlauber, die sich in den Vergnügungszentren der Hauptstadt von den Anstrengungen des Dschungelkrieges erholen sollen. Eine ungeheure Nachfrage nach Kellnern, Boys, Zimmermädchen, Fahrradrickschafahrern, aber auch nach Boten, Sekretärinnen, Trägern, Arbeitern entsteht. Möbel müssen hergestellt, Wohnungen instandgesetzt werden. Bauarbeiter, Handwerker, Unternehmer und Architekten haben alle Hände voll zu tun. Taxis nehmen nur noch „Weiße“, die anständiges Trinkgeld geben und manchmal das Zehnfache der Taxometersumme in Dollar entrichten. Die Preise steigen unaufhörlich.

Wer verdient daran? Zunächst einmal, in bescheidenem Umfange, alle, die es verstehen, den Amerikanern Geld aus der Tasche zu ziehen, also Schuhputzerjungs, Bettler und Taxifahrer, Barmädchen und Kellner, Handwerker und Kleinhändler. Erheblich größere Summen fließen schon den Haus- und Grundbesitzern, den Bareigentümern, den Bau- und Transportunternehmern zu. Millionen schließlich machen die Schwarzhändler, Gold- und Devisenschieber. Es ist also eine ganze Gesellschaft von Profiteuren im Sumpfdickicht des Krieges emporgeblüht, die alles Interesse daran haben muß, daß die Amerikaner bleiben und der Krieg deshalb weitergeht.

Interessant und lehrreich ist die Verquickung der „Crème“ dieser Profiteurklasse mit der politischen und militärischen Macht. Es gibt in großer Zahl Frauen, Mütter und Tanten von hohen Ministerialbeamten, Generalen oder Obristen, die gutgehende Importunternehmungen, Transport- und Baugeschäfte leiten, und Staatsaufträge keineswegs entrüstet zurückweisen. Es gibt auch Vettern von — zum Teil untadeligen, durch Geld nicht korrumpierbaren — Ministern, denen die größten Bars und Dancings der Stadt gehören: von ihren einflußreichen Verwandten zwar verschämt verschwiegen und etwas verachtet, im Ernstfall jedoch geschützt, wenn der Fiskus oder die Polizei sie allzuhart bedrängen. Da ein diskreter Hinweis auf die Verwandtschaftsverhältnisse meist genügt, übereifrige Rechercheure vorsichtig zu stimmen, kommt dies ohnehin nur selten vor. So erklärt es sich, daß „Affairen“ wenn überhaupt nur nach dem Sturze des jeweiligen Regimes aufplatzen.

Die großen Fische unter den Profiteuren stehen mehr oder weniger alle unter politischem Schutz. Daneben kommen ihre guten Beziehungen zur Staatsgewalt ihrem Geschäft in Form von Aufträgen direkt zugute. Nun könnte die wirtschaftliche Hochkonjunktur in den Städten trotz der zahllosen Mißbräuche doch dem ganzen Lande nützen, wenn das verdiente Geld in Vietnam investiert würde und auf diese Weise Industrien, neue Arbeitsplätze und allgemein wachsenden Wohlstand schüfe. Leider ist dem nicht so. Die Konjunktur überschreitet niemals die durch den amerikanischen Bedarf gezogenen Grenzen. Es kommt zu keinem wirtschaftlichen „take off“. Der Großteil des verdienten Geldes verschwindet nämlich in zwei altehrwürdigen Kanälen: Kapitalexport und Goldhortung.

Es ist nicht leicht, sich von dem Umfang des exportierten und gehorteten Kapitals einen genauen Begriff zu machen. Allein von den 100 000 amerikanischen Soldaten, die sich im Juli 1965 im Lande befanden, wurden monatlich pro Kopf 200 US-Dollar in „grünen“ Scheinen ausgegeben, im Ganzen also monatlich 20 000 000 US-Dollar, die ausnahmslos auf dem schwarzen Markt verschwanden²⁸. Der Großteil dieses Geldes wurde in Getränke und Mädchen „investiert“, der Rest in Restaurant-Essen, Hotelzimmer und Souvenirs angelegt. Aufs Jahr umgerechnet ergäbe das eine Summe von 240 Millionen US-Dollar, ein ganz schöner Happen Wirtschaftshilfe, wenn er im Lande bliebe. Die Barbesitzer und Restaurateure schaffen dies Geld aber sofort auf Konten in Frankreich und in der Schweiz; die Taxi-Girls und Straßenprostituierten, die zum Teil nicht über die dazu nötigen Beziehungen verfügen, kaufen sich Gold und Schmuck.

Die genannte Summe stellt aber nur einen Teil der verschobenen und gehorteten Kriegsgewinne dar. Die Profite der Bau- und Transportunternehmer, der Hausbesitzer, Lebensmittellieferanten und der anderen Fournisseure — kurz aller Nutznießer von Aufträgen, im Zusammenhang mit amerikanischen und vietnamesischen „Kriegsanstrengungen“ sind darin noch nicht einbegriffen. Diese Summen dürften noch erheblich höher liegen. Die nötigen Transaktionen werden hier allerdings eleganter auf dem Wege von Banküberweisungen geregelt; der vietnamesische Unternehmer verkauft seine verdienten Piaster an einen Devisenbesitzer mit Konto im Ausland und läßt sich von diesem dafür den entsprechenden Betrag in Franc oder Dollar auf sein

²⁸ Laut Auskunft eines hohen Beamten des vietnamesischen Finanzministeriums hat die Staatsbank vor der Einführung von Besatzungsgeld monatlich nur wenige Tausend Dollar durch regulären Umtausch eingenommen.

eigenes, längst etabliertes Auslandskonto gutschreiben. Die Piastermengen werden nun von ihrem Käufer — meist einem berufsmäßigen Devisenschmuggler — unter Komplizität von Piloten und Zollbeamten auf dem Hong-Konger Devisenmarkt, wo sie gut 20 Punkte pro US-Dollar mehr wert sind als in Saigon, wiederum in „harte Währung“ zurückverwandelt. Diese steht dann für weitere Finanzoperationen gleicher oder ähnlicher Art zur Verfügung.

Nahezu ebenso ertragreich und dazu noch gänzlich risikolos, weil auf den Export von Geldscheinen dabei verzichtet werden kann, ist der vielpraktizierte Ringtausch Franc - Piaster - Dollar - Franc, der den — wegen lascherer fiskalischer Kontrolle und besserer Verwendungsmöglichkeiten des exportierten Geldes in Frankreich²⁹ — besonders hohen Schwarzmarktkurs des Francs in Saigon ausnützt. Der „Traffic de Piastres“³⁰ ist in abgewandelter Form hier wiederauferstanden. — Man kann ohne große Übertreibung damit rechnen, daß die 1½ Milliarden Dollar, die die Amerikaner für Wirtschaftshilfe, Gehälter ihres Personals und ihre sonstigen Kriegslasten in Südvietnam in dieser oder jener Form jährlich ausgeben, zu mindestens 80 %, und dazu noch durch günstige finanzielle Transaktionen vermehrt, auf westliche Konten zurückfließen.

Über weitere interessante Möglichkeiten, in Südvietnam Geld zu machen und ins devisenkräftige Ausland abzuschieben, muß aus Raummangel hinweggegangen werden. Lediglich das offizielle amerikanische „commercial import program“, die bestdotierte Form von Wirtschaftshilfe, verdient noch einer Erwähnung. Es funktioniert auf folgende Weise: aus Mitteln amerikanischer Wirtschaftshilfe wird jährlich eine bestimmte Gütermenge für Einfuhren zur Verfügung gestellt, und von der vietnamesischen Regierung unter den verschiedenen Importfirmen nach einem von diesen hartumkämpften Schlüssel aufgeteilt. Die Importeure bezahlen dem vietnamesischen Staat pro zugeteilter Dollar-Einheit nach dem „offiziellen Kurs“ 60 Piaster, also weniger als die Hälfte seines Schwarzmarktwertes (145 Piaster) und immer erheblich weniger als Touristen (73 Piaster), und die amerikanischen GI (118 Piaster) von der Staatsbank ausbezahlt bekommen. — Bezüglich der Einfuhren sind die Firmen zwar an einige Richtlinien der Regierung gebunden — so muß z. B. eine bestimmte Summe für den Import von „lebenswichtigen“ Gütern wie Medikamente ausgegeben werden. Innerhalb

29 Viele Vietnamesen, die „respektablen“ Familien angehören, haben Verwandte oder sehr gute Freunde in Frankreich wohnen.

30 Jaques Despuech, *Le Traffic de Piastres*, Edition des Deux Rives, Paris 1953.

dieser wenigen Restriktionen können sie aber frei wählen, was sie einführen wollen, und sie entscheiden sich natürlich für die Waren, die die größte Handelsspanne versprechen und auch den besten Markt vorfinden: Luxuskonsumgüter wie Autos, Kühlschränke, Klimaanlage, Whisky, Weine, etc. Aber auch so wichtige Importgüter wie Medikamente werden nicht nach Gesichtspunkten des tatsächlichen Bedarfes, sondern der zu erzielenden Gewinnspanne eingeführt, was dann zur Folge hat, daß bestimmte Medikamente in den Staatskrankenhäusern, aber auch in den Apotheken ständig fehlen. — Die Amerikaner rechtfertigen die peinlichen Konsequenzen des Programmes, daß einerseits für die Landbevölkerung erschwingliche Waren kaum importiert werden, andererseits aber die ohnehin schon wohlhabende Saigoneser Bourgeoisie auf diesem Wege in den Genuß von relativ billigen und amerikanisch subventionierten (s. Kursdifferenzen!) Luxusgütern kommt, mit der Notwendigkeit, Piaster für Kriegszwecke, Sold für Kampftruppen, Finanzierung von „strategischen“ Umsiedlungsprogrammen auf den Kapitalmarkt zu bringen. Dies sei, wenn man keine Inflation erzeugen wolle, nur durch Import von Waren möglich, für die sich auch ein Markt finden läßt. Die bestehenden Abgründe zwischen reich und arm werden durch eine solche Art von „Wirtschaftshilfe“ natürlich nicht überbrückt, sondern nur noch tiefer.

Wie krisenlabil die augenblickliche Konjunktur in Vietnam ist, bedarf keiner Erklärung. Es genügt, sich zu fragen, was aus den vielen neuerstandenen Hotels, Bars, Restaurants, den Bau- und Transportunternehmungen, aber auch aus den zahllosen Arbeitskräften und Soldaten werden soll, wenn eines Tages wieder normale Verhältnisse einkehren und die Amerikaner abziehen. Aber auch innerhalb der bestehenden Bedingungen zeigen sich Schwierigkeiten. Im September 1965 führten die Amerikaner beispielsweise auf heftigen internationalen publizistischen Druck hin endlich Besatzungsgeld ein und verboten ihren Soldaten Schwarzhandelsgeschäfte mit „grünen“ Dollarscheinen. Dieses Besatzungsgeld wird von der vietnamesischen Staatsbank zum Vorzugskurs von 118 Piaster honoriert — einem Kurs, der also in der Mitte zwischen Schwarzmarktwert (145) und der gewöhnlichen Touristen ausgezahlten Summe liegt (73). Die eingenommenen Devisen können nun der Finanzierung weiterer Importe aus dem Ausland dienen. Man hätte also annehmen können, daß diese seit 3 Jahren fällige Maßnahme die Preissteigerungen im Lande aufzufangen geholfen hätte. Das genaue Gegenteil trat ein. Bei ihrer Verkündung gingen nahezu alle Preise um 20 % in die Höhe — etwa um den Betrag, um den der nun seltener gewordene „grüne“ Dollar auf dem

schwarzen Markt gleichzeitig anzog. Da der Hauptsinn des Geldverdienens in Vietnam der Kapitalexport ist, und dieser durch die Ausgabe von Besatzungsgeld teurer wurde, war es nur logisch, daß man versuchte, diese Verteuerung auf den Verbraucher abzuwälzen. Teurer wurden aber nicht nur die Luxusgüter, sondern auch die Güter des täglichen Bedarfs: Reis, Gemüse, Kleiderstoffe, Sandalen ect. Die Maßnahme ging also auch auf Kosten der ärmsten Bauern und Landarbeiter.

Das Gegenstück zu dieser „bodenlosen“ Konjunktur ist die Hemmungslosigkeit im Geldmachen und im Geldausgeben. Die Summen, die die Saigoneser Bourgeoisie in Nachtlokalen läßt oder verspielt, machen oft einen hohen Prozentsatz des offiziellen Einkommens des wohlstuierten Mittelstandes aus, der Lehrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Offiziere und Beamten. Nahezu alles Geld, das man selbst nicht ins Ausland abschieben kann, wird in Vergnügungen und Luxuswaren angelegt — von wo es dann schließlich doch dem Kapitalexport zufließt. Die wirtschaftlichen Kontraste finden so im Flitterglanz der Großstadt ihre allen augenfällige Bestätigung.

Die Kehrseite — ja die notwendige Voraussetzung — dieser Wirtschaftsblüte in Saigon, Danang und zwei, drei anderen Städten ist das Kriegselend, von dem nahezu ausschließlich die Landbevölkerung betroffen ist. Bombenangriffe, Artilleriebeschuß, „Befriedungs“-Aktionen, Herbizide und willkürliche Verhaftungen haben überall zu einer unbeschreiblichen Misere geführt. Die Reisproduktion ist soweit zurückgegangen, daß Süd-Vietnam heute dieses seinerzeitige Überschußprodukt in großen Mengen aus Amerika einführen muß; 1965: 200 000 Tonnen. Die Zahl der zivilen Opfer nimmt laufend zu. In einer provinziellen Krankenhausabteilung, in der lediglich schwere Gliedmaßenverwundungen Aufnahme fanden, hat sie sich im Vergleich zum vergangenen Jahr nahezu vervierfacht, wobei die zunehmende Anzahl verwundeter Frauen und Kinder besonders ins Auge fällt. Unter 813 Verletzten gaben nur 3 an, Opfer von Viet-Cong („Vici“)-Aktionen gewesen zu sein. Der Rest ging auf Konto der Amerikaner und der Nationalarmee. — Es ist also kein Wunder, daß eine Million von Flüchtlingen aus den „zones mortes“, die von den Amerikanern regelmäßig bombardiert werden, in den Randbezirken der größeren Städte dahinvegetieren, unzureichend ernährt und gekleidet, beschäftigungslos, hilflose Objekte der selbstgefälligen Wohltätigkeit, die die Urheber ihrer Misere nun endlich auch an ihnen, vorgeblichen Opfern des „kommunistischen Terrors“, auslassen dürfen. Aus Menschen, die ihren Lebensunterhalt, wenn auch mühsam, durch eigene Arbeit verdient hatten, werden so berufsmäßige

Bettler und Almosenempfänger gemacht. Die darin liegende menschliche Entwürdigung liegt auf der Hand — und ebenso die aus der Konditionierung zu Bettlern zwangsläufig erwachsende seelische Verkrüppelung.

3. Schädlingsbekämpfung und Sauberkeit

„ . . . und daß Ihr bei alldem noch persönlich sauber und anständig geblieben seid . . . “

Heinrich Himmler bei der Rückkehr eines besonders erfolgreichen Exterminationskommandos

Inmitten dieser ganzen Misere tragen die Amerikaner ein gutes Gewissen zur Schau. Ihr Sendungsbewußtsein bleibt ungebrochen. Wie ist dies möglich?

Amerikaner haben bekanntlich häufig einen Horror vor jeder Art Schmutz — genauer gesagt, vor „Unsauberkeit“, einen Horror, der sich in mannigfachen realen und symbolisch transponierten Verhaltensweisen und Denkformen manifestiert. Dazu gehören Hygienekomplex und Klosett-moral, Dissimulation von Körpergeruch, Krankheit, Alter und Tod, zur „körperlichen Entspannung“ degradiertes, keim- und spermienfrei gemachtes Geschlechtsleben unter dem Motto „not inside“, aber auch deren Gegenstücke: aggressive Unterdrückung, die sich zu Haß steigern kann, gegenüber sozial unkonformem Verhalten jeglicher Art, besonders auf dem Sektor der Sexualität und des Verbrechens, aber auch gegenüber harmloseren Äußerungsformen wie „loitering“ (Vagabundieren) — wozu in manchen Bezirken von Los Angeles bereits die zum Delikt deklarierte „Fußgängerrei“ gerechnet wird. Dazu gehört schließlich auch die amerikanische Vorliebe für Unkompliziertheit, für rasch abschätzbare Tatbestände, die weniger wegen ihrer Rationalität und empirischen Aufweisbarkeit, als ihres „unmittelbaren“ und allgemeinen Einleuchtens wegen als „klare und saubere“ facts etikettiert werden. Das „Böse“ hat für den durchschnittlichen Amerikaner oft den Anstrich der hygienisch interpretierten Undurchsichtigkeit, in deren Schutz das Unsaubere, Trübe, Anstößige, Ungehörige, Unkorrekte, Recht und Moral Gefährdende schimmelpilz- und ungeziefergleich wuchert, wenn man es nicht rechtzeitig austilgt. Der Kampf für das Gute in der Welt hat für den Amerikaner deshalb den Charakter einer „Ausrottung“ des Bösen, wie es die puritanische Moral seit eh und je gefordert hat. So erinnert die amerikanische Kriegführung in Vietnam denn auch in manchen Zügen an eine hygienische Kampagne, an eine

Sprayaktion mit Insekten- und Unkrautvertilgungsmitteln zu dem Zwecke, durch die Ausmerzung möglichst vieler „kommunistischer Schädlinge“ im Land wieder „saubere“, „klare“ und „übersichtliche“ Verhältnisse herzustellen. Ihren unmetaphorischen Ausdruck findet diese Einstellung im hartnäckigen Weitergebrauch der Herbizide, deren sehr begrenzter militärischer Wert als „Klärungsmittel“ von Straßen und Kanälen seit langem feststeht, die aber im menschlichen Körper schwere Vergiftungen erzeugen können — ein „Nebeneffekt“, der nach amerikanischer Versicherung nur bei „zu hohen Konzentrationen“ auftreten kann.

Daß die Amerikaner über Monate versucht haben, die militärische Situation in Vietnam durch Intensivierung des Luft- und Seekrieges in die Hand zu bekommen, hat seinen Hauptgrund und seine bewußte Motivierung natürlich in dem Bedürfnis, die Verluste an „kostbaren“ amerikanischen Menschenleben so niedrig wie möglich zu halten. Daneben mag aber auch der unbewußte Wunsch mitgespielt haben, sich die Hände möglichst wenig dreckig zu machen. Die Ideologie der Schädlingsbekämpfung läßt sich natürlich umso leichter aufrecht erhalten, je weniger man der Ergebnisse seiner Kampagne aus nächster Nähe ansichtig wird, je weniger man von dem Leben „on the other side of the river“ weiß. Aus Super-Sabre- oder Starfighterperspektive unterscheidet sich der Beschuß einer flüchtenden Menschengruppe auf einem Reisfeld nur unwesentlich von einer Großwildjagd. Und eine tote Frau, bestenfalls eine Viertelsekunde aus 50 Meter Höhe auf die Netzhaut projiziert, ist nicht dasselbe wie aus der Distanz von 1,50 m, wo man den geplatzen Schädel, die geöffnete Brust in allen Einzelheiten zu sehen bekommt. Die gehorsamen Söhne amerikanischer Mütter und respektvollen Liebhaber gutgewachsener College-Girls, die ein Karrée aus 12 000 Meter Höhe mit Bomben belegen, und dabei möglicherweise Hunderte von Zivilisten töten oder verstümmeln, können sich erst recht in der Illusion wiegen, dabei nur ihre patriotische Pflicht zu tun. Neben einer Steigerung des Vernichtungspotentials haben die technologischen Fortschritte der Kriegskunst also auch mitgeholfen, das für seine Anwendung erforderliche Verdrängungspotential zur Verfügung zu stellen. Sie haben die Voraussetzung für die von den Amerikanern in Vietnam praktizierte Vogel-Strauß-Moral geschaffen, die darin besteht, den Kopf vor den Konsequenzen der eigenen „hygienischen“ Vernichtungskampagnen in den Sand zu stecken.

Aus dieser Perspektive gewinnt die von den Amerikanern systematisch betriebene Dämonisierung der „Vici“, die dem internationalen Publikum als Diebe, Räuber und Kinderschläch-

ter vorgeführt werden und von denen behauptet wird, sie opfer-ten die Bevölkerung gewissenlos für ihre finsternen Ziele auf, einen neuen makaberen Aspekt. Diese Dämonisierung hat natürlich ihren pragmatisch-propagandistischen Wert als psychologisches Kampf- und Überzeugungsmittel. Doch scheint es, daß ihre Autoren es ehrlich und aufrichtig mit ihr meinen. Wahr an ihren Parolen ist, daß in der Tat beide Seiten die Bevölkerung zur Erreichung ihrer Ziele ausnutzen und bereit sind, nötigenfalls auch „unschuldige Zivilisten“ dafür aufzuopfern. Es gehört zur Technik der modernen Kriegführung, solche Opfer mit „höheren Notwendigkeiten“ zu begründen. Die Kommandos der Befreiungsfront erschießen tatsächlich nicht immer nur korrupte Beamte und Polizisten. Sie züchtigen gelegentlich auch alte Frauen, die aus traditionalistischen Vorurteilen oder aus Familieninteressen gegen die dekretierten sozialen Reformen Propaganda betreiben. Sie haben auch schon politische Gegner, die öffentlich ihre baldige Niederlage und den Sieg der Amerikaner vorausgesagt hatten, eines grausamen Todes sterben lassen, um einem „Absinken der Kampfmoral“ vorzubeugen. Bei ihren „Terror-Akten“ gegen amerikanische Installationen nehmen sie den Tod von harmlosen vietnamesischen Passanten in Kauf. Vor einzelnen Geiseler-schießungen amerikanischer Gefangener, als Repressalien für Hinrichtungen von Viet Cong, scheuen sie ebenfalls nicht zurück. Und schließlich wiegeln die Rebellen auch Bewohner von Amerikanern zerbombter Dörfer dazu auf, in Distrikt- und Provinzstädten gegen den gewaltsamen Tod ihrer Angehörigen und den Verlust ihrer Habe zu protestieren, obwohl sie genau wissen, daß solche Demonstrationen meist zu weiteren Opfern führen, weil die „Ordnungsmächte“ dann gewöhnlich „von ihrer Waffe Gebrauch machen“, um den „kommunistischen Mob“ zu zerstreuen.

Bei nüchterner Überlegung würde es allerdings niemand in den Sinn kommen, solche offensichtlichen Unmenschlichkeiten, wie sie auch von der nationalen Befreiungsfront begangen werden, für grundsätzlich unmoralischer zu halten als die von süd-vietnamesischen Generalen gegebene Anordnung, keine Gefangenen zu machen, „weil Kommunisten ja doch unbelehrbar sind“³¹, als die in Gegenwart von amerikanischen Beratern vor-

31 Solche Anordnungen werden immer wieder von Zeit zu Zeit gegeben, besonders häufig im Bereich des 1. Armeekorps. In Gewissensqualen geratene amerikanische Offiziere berichten manchmal von den Konsequenzen. Diese Anordnungen erinnern an den berühmten Kommissar-Befehl Hitlers aus dem Jahre 1941, demzufolge alle deklarierten Kommunisten unter den sowjetischen Gefangenen sofort zu erschießen waren.

genommenen Folterungen von Frauen und Greisen unter dem Vorwand, diese könnten möglicherweise wissen, wo sich der „Vici“ verborgen hält, und schließlich als die Massenvernichtungen von Dörfern durch Bomben und Artillerie zur kollektiven Abschreckung vor jeglichem Kontakt mit den Rebellen. Gegen alle Vernunft halten aber die meisten Amerikaner die undiskriminierte hygienische Massenvernichtung durch Knopfdruck aus 12 000 Meter Höhe, und die Untaten von uniformierten Tötungsbevollmächtigten und Folterknechten, vorausgesetzt, diese seien von einem „legal government“ eingekleidet, für moralisch vertretbarer als den gezielten individuellen Mord durch „abgerissenen herumlaufende Banditen“ und „subversive Elemente“, der mit Messer und Pistole Auge in Auge mit dem Opfer begangen wird. Was hier unter moralischer Entrüstung verdammt und verurteilt wird, ist also nicht das Morden selbst, sondern seine „mit Blut befleckte“ Primitivität in technologischer und legalistischer Hinsicht; es geht eben nicht „sauber und ordentlich“ genug dabei zu. Die „Schmutzigkeit“ und augenfällige Grausamkeit des individuell ausgeübten Mordhandwerks wird hier in einen scheinheiligen Gegensatz zu der „ordentlich“ geplanten und durch ein Kollektiv „sauber“ ausgeführten industriellen Extermination gebracht, bei der man angeblich „persönlich anständig“ bleiben kann.

In den Zusammenhang „Augen schließen und Schein wahren“, auf den der „Vici“ empörenderweise verzichtet, gehört auch das Bedürfnis nach formeller Legalität unmenschlicher Kampfmethoden. Von den chemischen Kampfstoffen, die die Amerikaner in Vietnam erproben, läßt sich in der Tat behaupten, sie seien chemisch Abkömmlinge des Tränengases, dessen Harmlosigkeit allenthalben bekannt ist. „Sachgerecht“ angewandt, können sie wirklich nur Tränenfluß, Erbrechen und allenfalls eine kurzfristige Bewußtlosigkeit erzeugen. Verschwiegen wird nur, daß sie häufig in einer Konzentration ausgesprays werden, in der ihre Wirkung klassischen Giftgasen nahekommst: Verbrennungen 2. und 3. Grades, Darmkrämpfe, tödlicher Kreislaufschock. Werden bei einer Sprayaktion nicht nur „Vici“, sondern auch harmlose Dorfbewohner verstümmelt oder getötet, und die ganze Geschichte kommt in die Zeitung oder gar auf den Fernsehschirm, so bleibt immer der Rückzug auf die Behauptung offen, es habe sich nur um einen bedauerlichen Unglücksfall durch menschliches Versagen gehandelt.

Bewußtseinsnäher verläuft schon die Konstruktion einer legalistischen Fiktion im Falle des neuen Armee-Schnellfeuer-gewehres, das die Amerikaner seit einigen Monaten ihren süd-vietnamesischen Verbündeten zu liefern beginnen. Vorsichtshal-

ber werden diese Waffen und die dazugehörige Munition garnicht in den Staaten selbst hergestellt, sondern im befreundeten Ausland auf Bestellung gefertigt. Die Geschosse haben ein normales Aussehen und fallen deshalb formell nicht unter das Dum-Dum-Verbot der Haager Landkriegsordnung. Sie sind an der Spitze nicht abgefeilt, sondern platten sich erst beim Auftreffen ab, rufen dann aber die gleichen schauerlichen Zerreißen von Knochen und Geweben hervor wie ihre verbotenen handgefertigten Vorbilder. Auch hier ist Unmenschlichkeit unter einem völkerrechtlich korrekten Dekor dissimuliert; einem Dekor, das zur legalen Rechtfertigung, aber auch zur eigenen Gewissensberuhigung sorgsam ersonnen worden ist. Der eigenen „peinlichen Korrektheit“ gewiß, können nun Kriegslisten wie die aus geschärften Bambusstäben gefertigten Fußfallen der Viet Cong von den Amerikanern getrost als weitere Beweise kommunistischer „Heimtücke“ aufgeführt werden.

Offenbar haben sich amerikanische Politik, Kriegführung und Propaganda hier von der Tradition puritanistischer Repressionen inspirieren lassen, von Repressionen, die 1. die elenden Verhältnisse durch die Aufzwingung oder Verteidigung eines unmenschlichen Systems erst schaffen, 2. diejenigen ihrer Opfer, die gegen dies System rebellieren, individuell für alle Grausamkeiten verantwortlich machen und voll Entrüstung als Schädlinge ausmerzen wollen, und 3. schließlich ihr schlechtes Gewissen dadurch beruhigen, daß sie die schlimmsten Auswüchse der eigenen Unterdrückung durch Wohltätigkeit abzumildern versuchen. Verdrängung der eigenen Urheberchaft, moralische Entrüstung und Wohltätigkeit sind die drei Pfeiler, auf denen das Rechtfertigungsgebäude aller sozialen Repressionen puritanischen Modelles seit jeher ruht: angefangen mit der Fürsorgeerziehung gefallener Mädchen und der Gefangenenbehandlung über die Negermissionen des 19. Jahrhunderts bis zum Neokolonialismus. Überall wird „Eingliederung“ durch Erziehung, humanitäre Einstellung und wohltätiges Bemühen zum hehren Ziel erhoben, „unnachsichtige“ Bekämpfung vorgeblicher Ursachen wie Verlotterung der Sitten, Glaubenslosigkeit und Korruption zum Programm gemacht. Überall wird aber auch „genuine“ Unverantwortlichkeit beklagt, werden „asoziale“ Impulse denunziert, konstitutionelle oder gar rassische Faktoren angeschuldigt. „Irrekuperable“ Rebellen oder aber bewußte, konsequente Verfechter des „mörderischen“ Systems — mag es sich um Gangster oder Nazis, Beatniks oder Kommunisten handeln — können unter solchen Vorwänden geächtet oder, wenn die Verhältnisse es zulassen, auch der physischen Vernichtung zugeführt werden. Dies alles ermöglicht Befriedigung verdräng-

ter Mordimpulse bei bestem Gewissen: unter der Devise des „unnachsichtigen“ Kampfes gegen „Extremisten“. Allerdings illustriert die Subsumierung von Faschisten und Marxisten unter diesen Begriff den halbsbrecherischen Kurs, den die puritanisch geprägte moderne Industriegesellschaft zwischen der Scylla der Selbstoffenbarung ihrer Gewaltsamkeit und der Charybdis ihrer eigenen Abschaffung zu steuern hat.

Die mannigfachen Manifestationsformen amerikanischer Präsenz in Vietnam — Bombardierung und Wirtschaftshilfe, Ent-rüstung über „Unverantwortlichkeit“ der Autochtonen und Er-ziehungsbedürfnis, „kill the Vici“-Ideologie und Sentimentali-tät gegenüber Bettlern, Kindern und Hunden erlauben es nun, die wesentlichen Elemente der beschriebenen Repression, deren Ziel die Aufrechterhaltung des neokolonialistischen Systems ist, auch im „privaten“ Verhalten der einzelnen Besatzungssoldaten wiederzufinden.

4. Mythologie und Konsum

Wenn man zusieht, wie sich amerikanische Soldaten, Touristen oder Verwaltungsbeamte in besetzten oder „befreundeten“ Län-dern benehmen, wird man den Eindruck nicht los, als betrieben sie mit unzulänglichen Mitteln eine Art Werbung. Die Ware, die sie dabei anbieten, sind sie selbst: ihre unkomplizierte, „gesun-de“ Natürlichkeit, ihren angeborenen Gerechtigkeitssinn, ihre unermüdliche Hilfsbereitschaft, ihr uneigennütziges Eintreten für den Schwächeren sowie für moralisch saubere und klare Ver-hältnisse, ihren Respekt vor den demokratischen Rechten des Einzelnen: kurz, „the american way of life“. Man könnte dies einfacher in dem Satz ausdrücken, daß sie um jeden Preis zu gefallen versuchen. Aber diese verkürzende Formulierung trägt. Denn gefallen wollen sie nicht nur des Partners willen, um des-sen Gunst sie werben; dies zeigt sich schon daran, daß sie nur selten bereit sind, um seinetwillen etwas an sich selbst zu ändern. Sie haben vielmehr das Bedürfnis nach einer narzistischen Selbstbespiegelung, die aus der eigenen Unsicherheit angesichts fremder Zivilisationen mythologische Proportionen annehmen kann, und sich in die Worte „to sell the image“ fassen läßt: Das image ist die klassische Schablone des starken, anständigen, auf-richtigen, nicht sonderlich intelligenten Sheriffs aus dem Far West, der in einer gesetzlosen Welt den mühsam erworbenen Besitz der Witwen und Waisen vor dem Zugriff betrunkenener Banditen und Viehdiebe beschützt und der als Gotteslohn dafür die schönste Landestochter heimführen darf.

Nun ist Vietnam in der Tat der letzte Ort auf der Welt, wo ein solches Märchen sich glaubhaft machen, ein solches image sich verkaufen ließe. Soll es einem dennoch abgenommen werden, so muß man dafür bezahlen, und nicht zu knapp. So erinnern die Saigoner Straßenschilder und Barszenen denn auch an eine Karikatur des Rollenspiels in einem Genetschen Bordell-drama³², wo in ganz ähnlicher Weise erkaufte Illusionen des eigenen Wunschbildes und Desillusionierung durch die brutale Wirklichkeit in einem unentwirrbaren Knäuel verfilzt sind. Aus einem „to sell the image“ ist ein „to buy the image“ geworden. Keine Beschützergeste, keine Zärtlichkeit läßt sich umsonst anbringen. Einem GI, der einem Schuhputzerjungen nach getaner Arbeit freundlich über den Kopf fährt, werden dafür 5 oder 10 zusätzliche Piaster aus der Tasche gezogen. Ein Scherzwort, ein Lächeln an eines der verschmutzten Kinder in den Seitenstraßen der Rue Catinat ausgeteilt, wird nach höchstens 3 Minuten gutmütiger Komplizität gesetzmäßig durch die dreiste Forderung „give me five Pee's“ unterbrochen. Die five Pees sind mittlerweile zu einer Art Steuer geworden, die die coltbewehrten und patronenumgürteten Far-West-Helden schon dafür bezahlen müssen, daß man sie auf den Saigoner Straßen in Ruhe läßt. Rücken sie den Schein nicht heraus, so werden sie durch ein nicht enden wollendes schrilles „hello ok hello ok“-Geschrei an ihre eigene mediokre Kondition erinnert: an ihren Unverstand angesichts fremder Zivilisationen und ihre kindische Simplizität, an ihre nichtssagende Jovialität gegenüber jedermann, ihre folgenlose Zustimmung zu allem und jedem: mit anderen Worten an das zäußerst verkürzte und karikierte Bild, das der durchschnittliche Vietnamese in Wirklichkeit von seinem amerikanischen Beschützer hat.

Barmädchen und Taxigirls, Chauffeure und Straßenhändler, Bettler und Ganoven haben es mittlerweile begriffen, daß die Amerikaner schon etwas zu bezahlen bereit sind, wenn man an das self-image des good guy nicht weiter rührt, daß aber ihre Herzen und Börsen sich weit auftun, sobald man sich zum Mitspieler der rührenden und heroischen Szenen herbeiläßt, die das Drehbuch der Far-West-Mythologie ihnen vorschreibt. Viel mehr braucht man nicht zu liefern, viel anderes braucht man nicht zu tun. Sie haben jedoch auch gelernt, daß ein individuell angepaßter rhythmischer Wechsel zwischen dem Zuckerbrot der Illusionen und der Peitsche der Desillusionierung der kürzeste und ertragreichste Weg zu den dollarbestückten Portemonnaies ist. Das schamlose, unflätige Benehmen der heldenmütigen jun-

gen Witwen auf Barschemeln und der verwaisten, leicht verdreckten Pionierkinder der Rue Catinat, das sich vom Ausruf „number ten“ über die Evokation vietnamesischer Aequivalente der Apertura ani bis zu handgreiflichen Attacken auf besonders sensible Partien der körperlichen Integrität erstrecken kann, dient genau dem Zwecke rationellerer Ausbeutung illusionärer Bedürfnisse. Damit dies nicht wieder passiert, bezahlt man immer höhere Preise; weil aber gerade dadurch die Preise in die Höhe getrieben werden sollen, passiert es doch immer wieder. Ein *circulus vitiosus* kommt so zustande, in dem die Illusionsgewährung immer häufiger frustriert, ja die Frustrierung schließlich selbst zum Auslösermechanismus *par excellence* für die Bezahlung wird. So geht der Ruf nach den *five Pees* oft schon der intendierten großmütigen Geste des Herschenkens voraus; so versuchen die Kinder, nach dem Kassieren unter Hello-ok-Geschrei davonzulaufen, noch ehe Streicheln oder kameradschaftliches Gespräch „von großem Mann zu kleinem Mann“ angebracht werden konnten. So schlafen die hübscheren Bargirls immer seltener mit den GIs. Diese müssen vielmehr schon bezahlen, wenn sie den Mädchen nur gegenüber sitzen wollen, und haben dafür nicht einmal einen selbstverständlichen Anspruch auf deren gefällige Lieblichkeit. Sie betrinken sich also aus Kummer und lassen sich oft kurz vor der Sperrstunde von einer schmuddeligen, ältlichen und häufig geschlechtskranken Straßennutte nach Hause schleppen, die sie dann leicht angeekelt und ohne ein Wort zu sagen, begatten.

Zum Bedürfnis der Amerikaner nach illusionärer Selbstbe Spiegelung im Rollenspiel mit eigens dafür bezahlten vietnamesischen Partnern gesellt sich hier also eine immer deutlicher hervortretende masochistische Selbstbestrafungstendenz, die ihrerseits als Quelle des Gelderwerbs ausgemünzt werden kann. Die „menschlichen Beziehungen“, die die Vietnamesen mit ihren amerikanischen Schutzherren verbinden, sind damit in der Tat auf das Niveau des Verhältnisses von Prostituierten zu ihren perversesten Kunden abgesunken. Der illusionären Welt des „good guy“ mit ihren Ingredienzien — dem „sauberen und anständigen“ Kampf für die gerechte Sache, der uneigennützig und wirkungsvollen Hilfe für die unschuldigen Opfer und dem schließlichen Triumph der reinen Liebe — steht die triste Realität der unaufhaltsam fortschreitenden Prostituierung aller menschlichen Beziehungen zu den vorgeblichen Schutzkindern gegenüber.

Es wäre falsch und ungerecht, in der Tendenz zum Auseandertreten von Ideologie und Wirklichkeit einen originären Zug des amerikanischen Nationalcharakters entdecken zu wollen.

Wer je in den Vereinigten Staaten war, hat dort erkennen können, daß die Amerikaner zuhaus in der Tat zumeist offene, gerade Charaktere sind, denen Nüchternheit, demokratischer Gerechtigkeitssinn und gegenseitige Hilfsbereitschaft in Fleisch und Blut übergegangen sind. Sie benehmen sich natürlich und sind nicht unaufhörlich darauf aus, die Vorzüge ihrer Persönlichkeit und ihrer Lebensweise sich und anderen zu beweisen. Der Far-West-Mythos amüsiert die jugendlichen Kinobesucher. Ansonsten ist er der Vergangenheit anheimgefallen: gerade weil er eine Reihe von Hoffnungen, Vorbildern und Verhaltensnormen als allgemein akzeptierte moralische Maximen in abstracto fest etabliert und so „verinnerlicht“ hat, braucht er in seiner archaischen Bildhaftigkeit nicht mehr beschworen zu werden. Das Hochspülen der alten Mythen muß vielmehr, wo es geschieht, als ein — individuelles oder kollektives nationales — Krisensymptom neurotischer Ordnung interpretiert werden: als ein ideologisches Verdrängungsprodukt zu dem Zwecke der Selbstrechtfertigung in einer Situation, in der die geläufigen Maximen mit der gegebenen Wirklichkeit nicht mehr so einfach in Einklang zu bringen sind. Dies geschieht häufig im Ausland, wo manche Amerikaner versuchen, diese Maximen wie Küchenrezepte auf komplizierte, von ihnen undurchschaute Verhältnisse schablonenhaft zu übertragen. Die daraus erwachsende Unglaubhaftigkeit ihres Verhaltens treibt sie dann zur Insistenz statt zur Korrektur, was alles noch schlimmer macht. Stehen dazu noch übermächtige wirtschaftliche und politische Interessen jeder Korrektur entgegen, wird durch Radio und Zeitung die Richtigkeit der eigenen simplistischen Vorstellungen täglich aufs neue „schwarz auf weiß“ bescheinigt, auf der anderen Seite aber die Aufrechterhaltung der Illusionen durch die widersprechende Wirklichkeit jeden Tag schwerer gemacht, dann erst kommen so groteske mythologische Aufblähungen und gar Perversionen von zwar etwas naiven, aber im Grunde wohlbewährten und gutgemeinten Lebensregeln zustande, wie man sie heute in Vietnam überall beobachten kann.

In der immer deutlicher sich hervorkehrenden Beziehung zwischen dem hektischen Bestätigungszwang des eigenen self-image „um jeden Preis“ und der masochistischen Selbstbestrafungstendenz, die sich gerade in der provozierten Frustrierung dieses „Lebensbedürfnisses“ gënüge tut, manifestiert sich aber auch schon etwas anderes: das verdrängte schlechte Gewissen, meldet sich eine Ahnung davon, daß die Bomben vielleicht doch nicht bloß die bösen „Vici“ und ihre Munitionsdepots treffen, daß der geführte Kampf vielleicht doch nicht so sicher um die einzig-gerechte Sache geht.

Auf dem dunklen Grund des „unmotivierten“ Schuldgefühls der Amerikaner, das sich in masochistischen Frustrierungen erschöpft, lauert also der „schmutzige Krieg“, dessen immer näher heranrückendes Grauen das amerikanische self-image zum Einsturz bringen könnte. Umso verzweifelter werden folglich auch die Versuche, es um jeden Preis aufrecht zu erhalten — selbst wenn dies nur noch in Form eines bezahlten Rollenspiels mit Prostituierten möglich sein sollte. Dieses Bedürfnisses wegen sitzt den Amerikanern das Geld in Saigon besonders locker in der Tasche. Aus Angst vor Desillusionierung wagen sie es oft nicht Kaufangebote abzulehnen, oder eigens für sie festgesetzte Phantasiepreise anzuzweifeln — als wenn sie sich durch den Einbruch der dünnen Kruste freundlicher Einvernahme mit dem Verkäufer in einen Abgrund stürzen würden: in einen Abgrund, in dem neben anderen Ängsten die reale Schuld lauert, die sie durch ihre Beteiligung an den Ausrottungs- und Vernichtungskampagnen unter dem Titel „kill the Vici“ täglich auf sich laden. Zwecks Ausbeutung dieser Angst, durch Nichtbezahlung aus den Wolken der good-guy-Imagerie in den Abgrund einer mörderischen und schuldbeladenen Realität zu stürzen, hat sich in Saigon eine ganze Industrie von Nichtigkeiten aufgetan, die wertlosen Faschingszauber, Jahrmarktstand und Illusionistenrequisiten wie Papierschlangen, Konfetti, Federhütchen herstellt, Waren, die offensichtlich nur dazu dienen sollen, dem zwanghaften Sich-Loskaufen-müssen der Amerikaner eine Manifestationsgelegenheit zu geben. In dieser Form feiert das Buß- und Sündengeld Tetzels mit der Komplizität der treuesten Glaubensnachfahren des Reformators, der seinerzeit seine Abschaffung erzwungen hatte, einen grotesken wenngleich etwas verspäteten Triumph. Das auf diese Weise verdiente Geld fließt natürlich ebenfalls zu einem guten Teil in Devisenform ins Ausland ab.

Mit der zunehmenden Übernahme der „Kriegslasten“ durch amerikanische Marines und Fallschirmjäger beginnt sich das Verdrängungspotential jedoch immer schneller zu erschöpfen. Auch die hektischsten und perversesten Manipulationen, die Illusion des „gerechten Krieges“ aufrechtzuerhalten, können die Brüchigkeit des Rechtfertigungsmaterials nicht mehr verdecken. In einer solchen Situation ergeben sich nur drei mögliche Konsequenzen: bessere Einsicht, zynische Weiterverfolgung der eigenen Interessen unter Verzicht auf alle Illusionen, oder aber, weitere Regression bis zur völligen Desintegration des Denkens und Handelns im Wahn, in der folie furieuse. Die beiden ersten Lösungen setzen Bewußtsein voraus, auf dessen Boden sie erst eine mögliche Alternative bilden. Zur dritten kommt es dann,

wenn auch nach Erschöpfung des zur Verfügung stehenden Verdrängungspotentials die Tabuierung der Bewußtheit der ökonomischen und gesellschaftlichen Situation weiterhin erzwungen wird. Die Marines, die mit ihren Feuerzeugen anfangen, Dörfer anzustecken, in denen einige „Vici“ sich verborgen gehalten hatten, haben erste Zeichen wahnhafter Tobsüchtigkeit gezeigt. Zunächst gerät das Kriegshandwerk außer Kontrolle: heiliges Morden und Brennen setzt ein, Anzünden von Dörfern und Gefangenenmord, blindwütiger Beschuß von allem, was sich bewegt: Wasserbüffeln, Bauern und Hühnern. Entgleisungen dieser Art werden unter amerikanischen Soldaten immer häufiger: man braucht in diesem Zusammenhang nur an die zwei Marines zu erinnern, die eines Tages auf eigene Rechnung Hanoi bombardieren wollten und erst im letzten Augenblick vor dem geplanten Start aus ihren Jagdbombern gezerrt werden konnten. Was aber zu erwarten steht, wenn ein solcher Wahn auch diejenigen ergreift, die die industrialisierten Vernichtungsmittel kommandieren, kann sich auch der europäische Leser, der solches 1944/45 am eigenen Leibe erfahren und erlitten hat, angesichts der inzwischen erzielten Fortschritte der Exterminationstechniken kaum mehr vorstellen.

Sinn im Unsinn — Erklärungsversuche

1. Zwischenbilanz

Welches sind nun die vorgeschobenen, welches die tatsächlichen — meist verdrängten — amerikanischen Interessen am Krieg in Vietnam? Worum es der amerikanischen Politik in Vietnam geht, ist schon lange kein Geheimnis. Das Defense-Department hat bereits mehrere Male die Katze aus dem Sack gelassen: ein Sieg oder auch nur ein vertraglich sanktionierter Teilerfolg der „Vici“ könnte die Kommunisten zur Anstiftung von „nationalen Befreiungskriegen“ überall in der Welt anreizen. Hier liegt die ernsthafte Gefahr für die amerikanische Weltpolitik und nicht in der Aussicht, die übrigen südostasiatischen Staaten könnten nach einer Niederlage Amerikas in Vietnam wie Dominosteine oder Kartenhäuser zusammenfallen. Die Foster-Dulles'sche Dominotheorie wird nur des schönen Scheines wegen aufrecht erhalten, zur gefälligen Bedienung für Nachrichtenkonsumenten, die die südostasiatischen Verhältnisse nicht genau kennen³³.

33 S. dazu und zum folgenden den Artikel von R. Griepenburg und K. Steinhaus in diesem Heft.

Die politische Besorgnis hat jedoch auch einen wirtschaftlichen Hintergrund: die Notwendigkeit der Rüstungsproduktion in den Vereinigten Staaten selbst. Daneben bilden die kolonialen und halbkolonialen Länder einen — wenn auch begrenzt aufnahmefähigen — Markt. Schließlich ist zur Erklärung der amerikanischen Kampfesfreude ein Blick in die Zukunft ganz lehrreich: Was würden die Führungsmächte der „freien Welt“ dazu sagen, wenn in Asien, Afrika und Lateinamerika plötzlich 30—40 neue exportfreudige Industrienationen entstünden, deren relativ preiswerte Produkte ihren eigenen Waren in ähnlicher Weise den Markt streitig machen würden wie es japanische Kameras und Hong-Kong-Textilien heute schon tun? An handfesten Motiven für die Verteidigung der freien Welt in Vietnam fehlt es also nicht. Was hier verteidigt werden soll, ist das neokolonialistische Ausbeutungssystem und die durch dieses System garantierte Unangefochtenheit der eigenen wirtschaftlichen Dominanz.

Das neokoloniale System unterscheidet sich vom klassisch-kolonialistischen durch zwei wesentliche Merkmale: erstens durch die zunehmende Beteiligung der einheimischen Bourgeoisie an dem Ausbeutungsprofit. Diese wird ins westliche Wirtschaftssystem integriert und vertritt dann naturgemäß auch dessen Interessen. Zweitens bedarf der Neokolonialismus einer Rechtfertigungsideologie, deren der Kolonialismus im 19. Jahrhundert noch entraten konnte. Wirtschaftshilfe, Perhorreszierung des Sozialismus und humanitäre Wohltätigkeitsbestrebungen erfüllen diese Aufgabe. Die erstere dient der Aufrechterhaltung der bestehenden sozialen Verhältnisse, die ein wirtschaftliches „take off“ grundsätzlich unmöglich und Auslandshilfe so zu einer permanenten und vollgesicherten Einrichtung machen.

Damit sind die Kräfte bereits genannt, die an der Niederknüpfung sozialrevolutionärer Tendenzen in Vietnam interessiert sein müssen: die okzidentale Wirtschaft und die südvietnamesische Bourgeoisie. Der letzteren muß aber außerdem noch alles an der möglichst langen Fortsetzung des Massakers liegen, die allein die Anwesenheit der Amerikaner und damit den Fortbestand der Konjunktur in den Städten garantiert. Durch die Schaffung eines administrativen Chaos und eines politischen Vakuums, die für die militärischen Niederlagen der letzten Jahre mitverantwortlich zeichnen, war es ihr in der Tat geglückt, die Entsendung eines kompletten amerikanischen Expeditionskorps für die USA notwendig zu machen. Jetzt wird sie alles dazu tun, daß der Krieg gegen die „Vici“ weder verloren noch gewonnen werden kann, um diese Streitmacht nur ja dem Lande zu erhalten.

2. Psychologische Kriegführung und Fetischismus

In einer puritanischen Gesellschaft wie der amerikanischen erfolgt die gewaltsame Durchsetzung der eigenen wirtschaftlichen Interessen traditionsgemäß unter Bemühung einer perhorreszierenden Ideologie. Ihre Glieder sind am ehesten zum Kampfe zu bewegen, wenn es gelingt, den Gegner als wahren Teufel und die eigene „gerechte“ Sache als Beschützung unschuldiger Opfer vorzustellen. Die psychologischen Mittel, deren man sich zu diesem Zwecke bedient, sind bestechend einfach. Die Grundregel der Manipulation ist, der Magie entnommen, ein typisches Regressionsprodukt. Sie lautet: nur was ich zu sehen bekommen kann, ist wirklich geschehen. Sie singularisiert also die Wirklichkeit in disparate Korrelate einzelner Wahrnehmungsakte: die vielberufene amerikanische „matter of fact“³⁴. Der gesellschaftliche, wirtschaftliche und historische Zusammenhang, in dem die „facts“ sich ereignen, bleibt auf diese Weise unbefragt und die eigene Urheberschaft an einem solchen Zusammenhang kann getrost verdrängt werden. Elend und Luxus, aber auch Bombenregen lassen sich auf diese Weise zu natur- oder schicksalhaften „Gegebenheiten“ hypostasieren, für die eine höhere Macht eintreten muß, ganz ähnlich wie klimatische Verhältnisse, Naturkatastrophen oder angeborene Mißbildungen, an denen ja auch „kein Mensch“ schuld ist und die man eben respektvoll als eine Art Gottesurteil hinnehmen muß. Zu diesem Respekt gehört es dann auch, daß Nächstenliebe ihre schlimmsten Konsequenzen durch Wohltätigkeit abzumildern versucht. Die animistisch fundierte Matter-of-fact-Ideologie der Amerikaner gestattet also, unter dem äußeren Anschein der Nüchternheit und Objektivität, die Zementierung der bestehenden Herrschaftsverhältnisse, indem sie die Verdrängung der eigenen Urheberschaft an ihnen erkenntnistheoretisch rechtfertigt und damit auf nationaler Ebene institutionalisiert. Die stark emotionell getönte Selbstüberheblichkeit, mit denen Durchschnitts-Amerikaner jede komplexere Betrachtungsweise als „methodisch unsauber“ und damit als auch moralisch anfechtbaren kontinentalen Blödsinn diffamieren, spricht nur für die Mächtigkeit der Interessen, die sich im „fact“ einen nationalen Fetisch geschaffen haben.

Die Singularisierung der Wirklichkeit in „facts“ kommt aber nicht nur der Glaubhaftmachung der eigenen Rolle als eines

34 Vielleicht ist es kein Zufall, daß einer der fanatischsten kalten Krieger und Verfechter der Johnson-Politik in Vietnam, der Kommentator Joseph ALSOP, seine Glossen-Serie in der New York Herald Tribune „Matter of fact“ nennt.

„sauberen und anständigen“ Kampfes „gerader und gesunder“ Männer für die einziggerechte Sache zugute. Sie ermöglicht auch die ebenso notwendige Verteufelung des Gegners. Dieser begeht den gotteslästerlichen Frevel, die natur- und gottgegebene soziale Ordnung anzutasten als wäre sie schnödes Menschenwerk, statt die schön geglückte Verdrängung der eigenen Urheber-schaft mitzuakzeptieren, einem die Verantwortung, ja die Schuld für ihr Bestehen aufzuladen. Er muß also der Teufel selbst sein. Von dieser „metaphysischen“, primären Evidenz geleitet verläuft jetzt die Suche nach „faktischen“ Beweisen für seine Verworfenheit. Die Matter-of-fact-Ideologie erspart es, die sozialrevolutionären Maßnahmen des Gegners aus dem Horizont einer vernünftigen und notwendigen Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu begreifen. Denn letztere sind ja im amerikanischen Sinne kein „fact“ und damit als von Menschen zu verantwortende Realität irrelevant. Aus ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang gerissen, und in den einer „naturgegebenen“ Ordnung transponiert, sehen sich die unvermeidlichen Härten und vermeidbaren Irrtümer aller revolutionären Umwälzungen wie eine Kette gotteslästerlicher Untaten einer eigens zu diesem Zwecke angeworbenen Mörder- und Diebsbande an. Anders als die aus dem Ausbeutungssystem erwachsende tägliche Misere, Hunger, Krankheit und Tod, anders auch als die „vom Himmel“ fallenden Bomben, an denen „kein Mensch“ schuld hat und für die man niemanden einzeln verantwortlich machen kann, lassen sich die kommunistischen Greuel-taten wie Enteignung „angestammten“ Besitzes, Ermordung „würdiger“ Notabelen, Aufhetzung „friedlicher Bauern“ etc. als abscheuerregende faktische Einzelhandlungen von Beauftragten eines unmenschlichen Systems vorführen, das sowohl die göttliche Ordnung als auch die „Rechte des Individuums“ mit den Füßen tritt. Auf die Häufigkeit oder Seltenheit tatsächlicher Ungerechtigkeiten kommt es dabei garnicht an. Es geht bei ihrer Perhorreszierung lediglich darum, jede von ihnen als repräsentativ für die Mißachtung sowohl der „natürlichen“ Ordnung als auch der „Rechte des Einzelnen“ abzustempeln: womit zugleich erreicht wird, daß zunehmende Reduzierung der faktisch konkretisierbaren „Rechte des Einzelnen“ durch das bestehende Herrschaftssystem selbst rechtzeitig aus dem Gesichtskreis seiner Opfer verschwindet. Mehr noch: die Unzufriedenheit der unter den bestehenden Verhältnissen Benachteiligten und ihre deshalb angestaute Aggressivität werden durch geschickte Perhorreszierung gerade auf diejenigen abgeleitet, die für eine Abschaffung dieser Benachteiligung durch Rationalisierung der Produktionskräfte und -Verhältnisse eintreten. Der Matter-of-fact-Kult mit seinem

regressiven Charakter und seiner Fundierung in der Entwicklungspsychologie macht so nicht nur eine Selbstrechtfertigung der amerikanischen Imagerie vom good guy möglich; durch gezielte Perhorreszierung der „Vici“ mobilisiert er auch die Aggressivität der amerikanischen und vietnamesischen Opfer der „naturegegebenen Ordnung“ für den Dienst am über sie verhängten Herrschaftssystem. Er ist allerdings nicht das einzige animistische Argument der amerikanischen psychologischen Kriegführung. Die magische Überzeugung, die bloße Gegenwart von „unreinen“ Personen könne Tod, Unheil und Schrecken herbeibeschwören, ist ebenfalls in ihr Arsenal eingegangen, wie der zitierte Ausspruch beweist, durch die Bombardierungen wolle man versuchen, in den Augen der Landbevölkerung „Tod“ und „Vietcong“ zu ein und demselben Begriff verschmelzen zu lassen.

3. Kastration und Herrschaft

Bei den beschriebenen Regressionen, die im Dienste „höherer“ Interessen zur aggressiven Entladung von atavistischen Reflexen und der Konzeption einer dazu passenden Rechtfertigungsideologie führen, handelt es sich natürlich nicht um voll bewußte Vorgänge. Ihre Fatalität besteht vielmehr gerade in der Tatsache, daß ein planendes Subjekt oft garnicht existiert. Sie gewinnen ihre psychologische Wirksamkeit, zumindest bei den Amerikanern, durch Mobilisierung infantiler Ängste. Welcher Art die sind, zeigt sich schon deutlicher, wenn wir vom Far-West-Mythos auf seinen Vorgänger, den Kampf Sankt Georgs mit dem Drachen zurückgehen. Daß dieser Mythos eine Projektion der Kastrationsangst ist, genauer, daß seine Produktion bei der erfolgreichen Verdrängung der letzteren mithilft, kann keinem Zweifel unterliegen. Der Abgrund, in den das Brüchigwerden der good-guy-Imagerie den GI in Vietnam stürzt, ist also nicht bloß das Bewußtsein der eigenen realen Schuld. Durch diese hindurch schimmert die infantile Kastrationsdrohung. Wenn eine Erledigung im Mythos nicht mehr gelingt, wächst sich die Kastrationsangst zum Komplex, zum Potenzkomplex aus. Die mit Schuldgefühlen und sexueller Unsicherheit einhergehende Muskelprotzerei amerikanischer Soldaten, College-Boys und Baseball-Cracks, die sich als „tough guys“ idolatrieren lassen, aber auch die Unfähigkeit des „biggest power of the world“, gelegentliche militärische und politische Rückschläge einzustecken und zu verarbeiten, sind typische Manifestationen dieses Potenzkomplexes. Damit ist die Angstquelle offenbar

geworden, die die Regression zu atavistischen Verhaltensformen und mythologischen Rechtfertigungsideologien hervorgebracht hat. Es wäre der Mühe wert, nachzuforschen, ob die primitiven Kompensationsformen der Kastrationsangst wie Kraftmeierei, Unbesiegbarkeitsgewißheit und tough-guy-Idolatrie sich erst nach dem Ende der mittlerweile zum Mythos avancierten heroischen Epoche des Far West herausgebildet haben. Das nächste aus der Triebdynamik der Kastrationsangst erwachsende Stadium der Regression wäre ein kombinierter Größen- und Verfolgungswahn, das letzte die apokalyptische Vernichtung³⁵.

Der amerikanische Potenzkomplex, regressive Antwort auf die durch den Puritanismus aktualisierte Kastrationsdrohung, hat aber für uns noch eine weitere interessante Implikation. In ihm erweist sich „physische Überlegenheit“ und damit Herrschaft als ein seelischer Zwang, der sich unablässig betätigen muß, um die sich meldende Sexualangst zu ersticken. Die Insistenz auf das Prinzip der Herrschaft als Ordnungsform menschlicher Beziehungen, ein Prinzip, das sich sowohl in der modernen kapitalistischen Industriegesellschaft als auch in der amerikanischen Außenpolitik der Johnson-Ära verwirklicht, fände also im Potenzkomplex den triebdynamisch wirksamen Motor, einen Motor, dessen Kraft sich auch zum Kampf gegen alle mobilisieren läßt, die das Herrschaftsprinzip als solches außer Kraft setzen wollen: in erster Linie also gegen den marxistisch inspirierten Sozialismus. Aus dieser Blickrichtung gesehen ist es vielleicht kein Zufall, daß gerade das puritanistische Amerika nach Besiedlung des „wildem Westens“ und Ausrottung der „unzivilisierten“ und „blutdürstigen“ Indianer zur ersten kapitalistischen Industrie- und Militärmacht der Erde aufgewachsen ist, und nun seine Spitzen-Position mit allen herrschaftlichen Machtmitteln verteidigt: einschließlich der triebdynamischen Entfesselung eines im unmetaphorischsten Sinne viszeralen Antikommunismus.

Und die Moral von der Geschichte? Sie ist kurz. Für uns Europäer — (und vielleicht auch für die Vietnamesen) lautet sie, daß wir uns von der vorgeblichen „Vitalität“ Amerikas, die gelegentlich gegen unsere eigene Dekadenz ausgespielt wurde, nicht einschüchtern lassen sollten. Zum guten Teil ist diese Vitalität nämlich aus der Kastrationsangst und aus dem Potenzkomplex gespeist, kollektivneurotischen Ursprunges, eine trieb-

35 Das Fatale an Kollektivneurosen und -psychosen ist, daß ihre überwertigen und Wahnideen nicht auf den subjektiven Vorstellungsraum der „Kranken“ beschränkt bleiben, sondern sich von vornherein in der Realität, „in Wirklichkeit abspielen“. Die Wirklichkeit selbst ist hier der Erlebnis- und Bewußtseinsraum des „Kranken“.

dynamische Fiktion. Die vietnamesischen Straßenjungen und Barmädchen, die gelegentlich, um ihre Beschützer zu ärgern oder aber um ihnen noch mehr Pees aus der Tasche zu locken, nach dem wundesten Punkte der amerikanischen Konstitution im buchstäblichsten Sinne greifen, haben dies intuitiv schon lange erkannt. Es geht aber nicht nur darum, aus freien Stücken dasselbe und noch mehr zu schaffen, was ein obskurer, angstgetriebener Herrschaftszwang an Produktionskraft hervorgebracht hat. Dies würde einen sterilen Wettlauf einleiten und eine Verschwendung der Kräfte bedeuten. Außerdem würde dadurch allein die Bedrohung durch das Herrschaftssystem niemals endgültig beseitigt. Die Frage ist, ob die aufklärende Kraft der Vernunft eines Tages nicht doch ausreichen wird, die Lächerlichkeit des Herrschaftszwanges offen zu Tage zu legen. Die Vernunft muß also, auf ihrer eigenen rationellen Ebene, aber auch dem letzten verständlich und einleuchtend, das Verhalten der vietnamesischen kleinen Jungen und Mädchen nachmachen. Dergestalt demaskiert, wird das Herrschaftssystem seiner wirksamsten Waffe beraubt: der triebdynamischen Manipulierbarkeit seiner Objekte. Es hat der Vernunft dann nichts mehr voraus: im Gegenteil, seine Inkonsistenz wird allen offenbar.

Für Vietnam ist es dann wahrscheinlich schon zu spät. Dennoch kann die karikaturistische Verzerrung, in die sich die Amerikaner dort hineinsteigern müssen, wenn es ihnen weder gelingt, ihre Rechtfertigungsimagerie aufrechtzuerhalten, noch ihre überlegene Kraft durch eine siegreiche Beendigung des Konfliktes sich selbst und der Welt zu zeigen, einer solchen Demaskierung dienlich sich erweisen. Vielleicht kann dies die Amerikaner sogar zu einer begrenzten Einsicht bringen. Wer für eine freie Gesellschaft eintritt, sollte deshalb mit den Vietnamesen nach besten Kräften dazu beitragen, der mit allen zur Verfügung stehenden Machtmitteln betriebenen amerikanischen Repression zum Scheitern zu verhelfen.

Rüdiger Griepenburg und Kurt Steinhaus

Zu einigen sozioökonomischen und militärischen Aspekten des Vietnamkonflikts

I.

Das besonders hohe Maß an politischer Unterdrückung, sozialer Unterprivilegierung und ökonomischer Ausbeutung, dem die Volksmassen von Entwicklungsgesellschaften wie der südvietnamesischen ausgesetzt sind, ist nicht bloßer Reflex objektiver Mängel der materiellen Grundlagen der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion. Zwar ist der Mehrwert, den diese Gesellschaften erwirtschaften können (der potentielle surplus) — bedingt durch die noch ungenügende Entwicklung der natürlichen und gesellschaftlichen Produktivkräfte — relativ gering. Indes ist es ein beinahe noch wichtigeres Merkmal der meisten ehemaligen Kolonialgesellschaften, daß der tatsächlich erwirtschaftete Mehrwert (der aktuelle surplus) — bedingt durch eine besonders irrationale Organisation der gesellschaftlichen Arbeit — von einheimischen Oberschichten und ausländischen Kapitalinteressen so angeeignet und verteilt wird, daß seine Auswirkung auf das künftige Wirtschaftswachstum alles andere als optimal ist, d. h. es besteht dort eine besonders hohe Differenz zwischen dem aktuellen und potentiellen surplus¹.

Diese „große Kluft zwischen realer Möglichkeit und Aktualität, zwischen dem Vernünftigen und dem Wirklichen“² ist ebenso Legitimation wie Voraussetzung der revolutionären Bewegungen der ‚Dritten Welt‘: Legitimation deshalb, weil „revolutionäre Gewalt“ als „Gegengewalt“ bestimmt werden kann, „das heißt als Gewalt, notwendig um höhere Formen der Freiheit gegen den Widerstand der etablierten Formen zu sichern“, oder als „das (historische) Recht dessen, was sein kann und vielleicht sein sollte, weil es Schmerz, Elend und Ungerechtigkeit verringern kann, vorausgesetzt stets, daß diese Chance als eine reale Möglichkeit begründet werden kann“³; Voraussetzung

1 Zum Begriff des aktuellen und potentiellen surplus vgl. Paul Baran, *The political Economy of growth*, New York: 1962, passim.

2 Herbert Marcuse, *Ethik und Revolution*, in: drs., *Kultur und Gesellschaft 2* (Frankfurt: 1965), S. 130—146, hier: S. 136 f.

3 A.a.O., S. 137.

deshalb, weil ohne die Einsehbarkeit der objektiven Tatbestände Ausbeutung und Unterdrückung derjenigen sozialen Kräfte, die Träger revolutionärer Akte sind, eine Revolution kaum vorstellbar ist — ohne gesellschaftliche Funktion wäre sie „ein sinn- und zweckloses Ding“⁴.

Daß die Zentren gewaltsamer gesellschaftlicher Umwälzungen heute die ehemaligen Kolonien und Halbkolonien außerhalb Europas sind, hat seinen Grund vor allem darin, daß dort jene „Kluft . . . zwischen dem Vernünftigen und dem Wirklichen“ oft mit der zwischen Sättigung und Hunger identisch ist und daher kaum manipulativ verdeckt werden kann. Die durch semi-feudale und -koloniale Strukturelemente geprägten Entwicklungsgesellschaften sind in der Regel durch zwei wesentliche Momente gekennzeichnet: erstens bestehen zur Aufrechterhaltung objektiv rückständiger gesellschaftlicher Verhältnisse mächtige in- und ausländische Zwangsapparate. Zweitens haben jene sozialen Schichten und Klassen, deren objektive Lage eine Umgestaltung der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse am ehesten fordert — dies ist der Lage der Dinge nach in der Hauptsache die pauperisierte Landbevölkerung — einen subjektiven Bewußtseinsstand, der die vorhandenen Strukturen nicht reflektiert bzw. doch deren prinzipielle Veränderbarkeit durch eigene Praxis nicht erkennt. Das Potential für eine ‚klassische‘ Revolution vom Muster der französischen oder russischen bleibt schon aus diesem Grund gering.

Mit der Theorie des Partisanenkrieges — wie sie von Mao Tse-tung und Ernesto Che Guevara entwickelt worden ist — wurde eine Strategie fixiert, die diese Merkmale von Entwicklungsgesellschaften berücksichtigt, um ihre retardierenden Funktionen aufzuheben. Mao Tse-tung stellte fest: „Wenn die Politik, nachdem sie ein bestimmtes Entwicklungsstadium erreicht hat, sich nicht mehr wie bisher weiterentwickeln kann, entsteht der Krieg, um der Politik die Hindernisse aus dem Weg zu fegen“⁵. Dieses Konzept darf keineswegs einseitig als eine rücksichtslose Propagierung militärischer Gewaltanwendung interpretiert werden. Vorab stellt es in Anlehnung an die Clausewitzsche Erkenntnis, daß „der Krieg eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Beimischung anderer Mittel“⁶ ist, eine Erklärung der Entstehung von Kriegen dar. Bezogen auf die politischen Verhältnisse Chinas hat es zudem Mao Tse-tung zu folgenden Überlegungen geführt: In den entwickelteren kapitali-

4 Carl von Clausewitz, *Vom Kriege*, 16. Aufl., Bonn: 1952, S. 889.

5 Mao Tse-tung, *Über den langdauernden Krieg*, in: *drs., Ausgewählte Schriften*, Bd. 2, Berlin (Ost): 1957, S. 133—246, hier: S. 193.

6 Carl von Clausewitz, *a.a.O.*, S. 888.

stischen Ländern „gibt es den langen legalen Kampf (der Arbeiterbewegung), die Ausnutzung der Parlamentstribüne, wirtschaftliche und politische Streiks . . . Die Formen der Organisation sind dort legal, die Formen des Kampfes unblutig“⁷. Aber „in China (gibt es) kein Parlament, das man ausnützen könnte, die Arbeiter haben kein gesetzlich festgesetztes Recht auf Organisierung und auf Durchführung von Streiks“⁸. So können „die in China stehenden Probleme ohne bewaffneten Kampf nicht gelöst werden“⁹.

Der Partisanenkrieg kann eine solche Form des bewaffneten Kampfes sein: Er ist in kolonialen und halbkolonialen Ländern oft die einzige Möglichkeit, festgefügte Systeme von Fremdherrschaft, Unterdrückung und Ausbeutung zusammen mit den ihnen zugrundeliegenden Produktions- und Eigentumsverhältnissen zu zerstören. Und imperialistische Politik hat nicht nur koloniale bzw. halbkoloniale Herrschaftsverhältnisse geschaffen, sondern zugleich das Potential, diese wiederum aufzuheben. In den für das Funktionieren dieser Herrschaftsverhältnisse unentbehrlichen Zwischenschichten mit westlicher Bildung bestehen soziale Gruppierungen, die zu Führungskadern revolutionärer Bewegungen qualifiziert sind, weil sie mit ihrem hohen Bewußtseinsstand über die Fähigkeit verfügen, den Massen realistische subjektive Vorstellungen über ihre objektive Lage und über deren Veränderbarkeit zu vermitteln.

Den Gedanken, daß die Hauptfunktion der ersten Phase eines Partisanenkrieges darin liegt, der Landbevölkerung nicht nur die Struktur, sondern auch die Aufhebbarkeit der gegebenen Herrschaftsverhältnisse einsichtig zu machen, hat mit besonderer Schärfe Ernesto Che Guevara herausgestellt: „Man (muß) nicht immer warten, bis alle Bedingungen für eine Revolution herangereift sind, die Führung eines Aufstandes kann solche Bedingungen selbst schaffen, . . . (was jene widerlegt), die warten möchten, bis alle notwendigen subjektiven Bedingungen einer Revolution wie die objektiven von selbst herangewachsen sind, und die nichts dazu tun, diesen Prozeß zu beschleunigen“¹⁰. Anders gesagt: Ein revolutionärer Prozeß kann auch dadurch eingeleitet werden, daß menschliche Praxis seine subjektiven Bedingungen (Einsicht in den Ausbeutungs- und Unterdrückungscharakter der gegebenen Herrschaftsverhältnisse sowie in deren Veränderbarkeit durch eigenes Handeln) und seine objektiven

7 Mao Tse-tung, Der Krieg und die Fragen der Strategie, in: drs., Ausgewählte Schriften, Bd. 2, Berlin (Ost): 1957, S. 273—291, hier: S. 273.

8 A.a.O., S. 274.

9 A.a.O., S. 277.

10 Ernesto Che Guevara, Der Partisanenkrieg, Berlin (Ost): 1962, S. 11.

Bedingungen (durch die Struktur der Gesellschaft bedingte sozioökonomische Unterprivilegierung der Volksmassen) dekungsgleich macht. Daß dies — u. U. einzig und allein — durch das Mittel des Partisanenkrieges erreicht werden kann, bezeichnet genau den politischen und sozioökonomischen Stellenwert dieser Form des revolutionären Kampfes.

Da der Partisan vorab nicht Soldat, sondern „Reformator der Gesellschaft“, „bewaffnete(r) . . . Vorkämpfer des Volkes“ ist, mit dem Ziel, eine „ungerechte Gesellschaftsordnung zu beseitigen“¹¹, braucht das militärische Potential des Partisanenkampfes zunächst keineswegs besonders groß zu sein. Die bisherigen Erfolge des Partisanen sind vor allem dadurch zu erklären, daß in „seinem ganzen Handeln und in seinem Umgang mit der Bevölkerung . . . mehr oder weniger klar zum Ausdruck komm(t), . . . daß er eine neue, gerechte Gesellschaftsordnung erstrebt“¹². Diszipliniertes Auftreten verbunden mit der politischen Aufklärung der Massen über ihre objektiven Interessen, die Propagierung und Durchführung sozialer Reformen — keinesfalls aber terroristische Aktionen, wie eine tendenziöse Berichterstattung so oft behauptet— schaffen dem Partisanen die Massenbasis, d. h. zunächst einmal die Sympathie und indirekte Unterstützung der Bevölkerung. Militärisch ist ein Kleinkrieg — der sich, wie in der ersten Phase eines Partisanenkrieges — auf gelegentliche Überfälle, Hinterhalte und Sabotageakte beschränkt — nicht sonderlich effektiv: seine Bedeutung ist zunächst politisch-psychologischer Art, weil er immer größeren Teilen der Bevölkerung klar macht, daß „die Kräfte des Volkes im Krieg gegen eine reguläre Armee den Sieg davontragen (können)“¹³.

II.

Nur in diesem Kontext ist die Entstehung und Entwicklung des Partisanenkrieges in Südvietnam seit 1959 zu begreifen; nicht aber als Ergebnis von Propaganda oder ausländischer Intervention. Im Verlauf des Krieges gegen die französische Kolonialmacht hatten die Bauern Südvietnams einen Teil der objektiven Möglichkeiten ihrer Gesellschaft bereits als Realität erfahren: in den von den Vietminh kontrollierten Gebieten Südvietnams war die Aufteilung des Landbesitzes der — ohnehin meist geflüchteten — Großgrundbesitzer unter die Pächter und die Senkung der Abgaben weitgehend durchgeführt worden.

11 A.a.O., S. 45.

12 Ebd.

13 A.a.O., S. 11.

Der Abzug der Vietminh-Truppen als Folge des Genfer Indochinaabkommens und die Errichtung der Regierung Diem in Saigon bedeutete ab 1954 für die südvietnamesischen Bauern die Rückkehr der Großgrundbesitzer aus Saigon und die Wiedererrichtung der alten feudalen Sozialstruktur des Dorfes. Die Bauern wurden von Eigentümern des von ihnen bebauten Bodens wieder zu abhängigen, landlosen Pächtern, die zudem noch den Pachtzins aus der Zeit der Vietminh-Herrschaft nachzuzahlen hatten.

Die Agrarstruktur des unabhängigen Staates Südvietnam unterscheidet sich nicht von der der französischen Kolonialzeit: 45 % der Reisanbaufläche gehören 2 % der Landbesitzer¹⁴. Die sogenannte Landreform der Diem-Regierung veränderte diese Struktur grundsätzlich nicht: sie erlaubte offiziell den Gutsherren einen Besitz von 100 ha Reisland und dazu 15 ha Land zu Bestattungszwecken; demgegenüber verfügen eine halbe Million Bauernfamilien über je 1 ha bzw. weniger, 86 % der Bauern über weniger als 10 ha Reisland. Die Landreformgesetzgebung setzte den Pachtzins auf minimal 15 und maximal 25 % des Ertrages fest. Die Grundbesitzer nahmen — naturgemäß — den Höchstbetrag und zwangen die Bauern mit Hilfe von Polizei und Verwaltung zum Abschluß privater Verträge, die den Gutbesitzern einen über das Viertel der Ernte hinausgehenden Anteil als Pacht sicherten. Mit ähnlichen Methoden wurde auch der begrenzte Ankauf von Land durch bisherige Pächter — 25 % der hierfür vorgesehenen Fläche — de facto weitgehend unwirksam gemacht. Diese Agrarstruktur und die Interessen des Großgrundbesitzes an der Realisierung der Pachtabgaben erzeugten in Südvietnam die Situation, „daß man ein Drittel der Reisernte über den Pachtzins hinweg exportierte, während die Menschen des Landes zu der am bedrohlichsten unterernährten Bevölkerung Asiens zählen“¹⁶. Zudem führt dieses Pachtsystem zu einer Stagnation der agrarischen Produktion. Die Pächter haben kaum Interesse an Ertragssteigerungen, da diese doch nur den Grundherren zugutekommen würden. So wurden 1957 in Japan je ha 42 dz Reis, in Südvietnam 13 dz geerntet, was natürlich auch durch rückständige Produktionsmethoden — wie geringe Verwendung von Kunstdünger etc. — bedingt ist. Aber

14 Vgl. Bernard B. Fall, *The two Viet-Nams*, New York-London: (1965), S. 308).

15 Vgl. a. a. O., S. 308 ff., bes. S. 312; Viet-Nam. The first five years, ed. by Richard W. Lindholm, (East Lansing:) 1959, S. 200 ff., bes. S. 209; Denis Warner, *Vietnam. Krieg ohne Entscheidung* (München u. Eßlingen: 1965), S. 145 ff.

16 Martin Schwind, *Vietnam. Landesentwicklung aus allem Anfang* (Sonderdruck aus: Zeitschrift für Wirtschaftsgeschichte, 4. Ausg. 1960, S. 3).

auch für die Modernisierung der Landwirtschaft wurden nennenswerte Maßnahmen nicht getroffen. Die amerikanische Hilfe änderte hieran nichts; 1,4 % von ihr kamen von 1955 bis 1960 der Landwirtschaft zugute¹⁷, in der über 86 % der erwerbstätigen Bevölkerung beschäftigt sind.

Dieser Refeudalisierungsprozeß in einer Gesellschaft, die das Stadium des Feudalismus bereits einmal überwunden hatte, demonstrierte den Bauern handgreiflich die Interessensolidarität von Großgrundbesitz, Regierung, Armee und Polizei; die amerikanische Hilfe für das Land wurde ihnen nur als ständiges Reicherwerden, die amerikanische Politik als ständige Unterstützung ihrer politischen und sozialen Unterdrücker sichtbar, die Funktion der Amerikaner mit der der Franzosen vor 1954 identisch. Daß dennoch dieser Prozeß — von lokalen Revolten abgesehen — von den unmittelbar Betroffenen in den ersten Jahren des Bestehens des südvietnamesischen Staates hingenommen wurde, hatte verschiedene Ursachen. Einmal war im Indochinaabkommen die Wiedervereinigung des Landes durch Wahlen im Juli 1956 vorgesehen; erst nachdem die südvietnamesische Regierung mit Unterstützung der USA erfolgreich diese Wahlen verhinderte, wurde der nicht bloß temporäre Charakter dieses Regimes deutlich. Zusätzlich verschärfte sich im weiteren Verlauf der politischen Entwicklung noch die Unterdrückung der Bauern. Nach dem Vorbild der Engländer in Malaya begann die Regierung ab 1959, die Bauern — vor allem in den ‚unsicheren‘ Gebieten — in Wehrdörfern zusammenzufassen, wo sie einer rigorosen Kontrolle durch Armee und Polizei unterworfen werden sollten. Die mangelnde Bereitschaft der Betroffenen, in Zwangsarbeit ihre eigenen Gefängnisse zu errichten, wurde durch Gewalt ausgeglichen: „Die Bevölkerung wird zusammengetrieben, ihre Häuser werden niedergebrannt, die Reisvorräte weggenommen oder vernichtet. Dann müssen die Bauern unter militärischer Aufsicht und Anleitung amerikanischer Experten . . . das neue Wehrdorf aufbauen — zuerst doppelte Palisaden und Drahtverhaue, Wachtürme für die Armee-Garnison, erst dann Häuser und Wohnungen“¹⁸. Die Lasten des Krieges wurden auch den Bauern aufgebürdet: das ständige Außenhandelsdefizit forderte die Erhöhung des Exports, das ständige Haushaltsdefizit führte zur Inflation. Da auf dem Weltmarkt der Kautschukpreis fiel, wurde der Reisexport immer wichtiger. Die

17 Vgl. Denis Warner, a.a.O., S. 145. „Das vielgepriesene Agrarhilfeprogramm existierte gar nicht. Die Bodenreform war ein glatter Reinfall“ (ebd.).

18 Hans Henle, Maos Schatten über Südost-Asien, Hamburg: 1964, S. 247.

Regierung monopolisierte den gesamten Reishandel auf privater Grundlage und senkte durch staatliche Verordnungen den Erzeugerpreis für Reis. Inflation und die Preissenkung für das wichtigste Agrarprodukt ergaben zusammen eine weitere Verschlechterung der Lebensbedingungen der Bauern. Der vietnamesische Bauer erhält für die Tonne Reis 600 Piaster, der Bauer in Japan 1 000, während auf der anderen Seite für eine Tonne Kunstdünger der südvietnamesische Bauer 2 300 Piaster zahlen muß, der japanische aber nur 600¹⁹.

Die außerordentlich hohe amerikanische Wirtschaftshilfe an Südvietnam konnte die sozioökonomische Struktur des Landes nicht verbessern. Sie erfolgt in der Form der „commercial import procedure“²⁰, die die Amerikaner selbst als die „größte Erfindung seit dem Rad“ bezeichnen²¹. Diese Art der Wirtschaftshilfe besteht darin, daß die Regierung der USA im Rahmen des vorgesehenen Hilfsprogrammes amerikanische Konsumgüter, die nach vorheriger Vereinbarung nach Südvietnam geliefert werden, den amerikanischen Produzenten in Dollars bezahlt. In Vietnam werden diese Konsumgüter verkauft, der Erlös in Piastern der südvietnamesischen Regierung zur Bezahlung ihrer Rüstungskosten und zur Deckung des Haushalts- und Außenhandelsdefizits zur Verfügung gestellt. Welche Vorteile diese Struktur der Wirtschaftshilfe für die Konjunktur und die Zahlungsbilanz der USA auch haben mag, so sind ihre Folgen für die Struktur Südvietnams überwiegend negativ. Die Einkünfte aus diesem Programm werden allein zur Deckung der Rüstungslasten verwandt; Kapitalinvestitionen zur Strukturverbesserung des Landes bleiben daneben geringfügig. Zudem folgen die Verbesserungen der Infrastruktur des Landes militärisch-strategischen, nicht ökonomischen Erfordernissen. Beträchtliche Teile der ohnehin geringen einheimischen Konsumgüterindustrie wurden durch die große und dauernde ausländische Konkurrenz ruiniert²². Die Regierung beschränkte den Handel mit ausländischen Gütern im Rahmen der „commercial import procedure“ auf wenige Großhändler und schloß damit die Masse der mittleren und kleinen Importeure von diesem Geschäft aus²³.

19 Vgl. Denis Warner, a.a.O., S. 149.

20 Vgl. Amos A. Jordan, *Foreign Aid and the defense of Southeast Asia*, New York: (1962), S. 102 ff.

21 Denis Warner, a.a.O., S. 230.

22 Vgl. Bernard B. Fall, *South Viet-Nam's internal Problems*, in: *Pacific Affairs*, Vol. 31, 1958, S. 241—260, hier: S. 246.

23 Dieser in ihrer ökonomischen Entwicklung stagnierenden Gesellschaft steht in Nordvietnam eine wesentlich effektivere gesellschaftliche Organisation der Produktion und Reproduktion gegenüber. Mit Hilfe

Die Regierung in Saigon mußte so ihre ohnehin kleine Basis in der Bevölkerung immer mehr verringern. Die Ablehnung der Wiedervereinigung polarisierte auch die politischen Kräfte und zwang die Gruppen, die eine nationale Politik vertraten, an die Seite der um ihre soziale Befreiung kämpfenden Bauern. Die politischen Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung, vor allem die Errichtung von Konzentrationslagern, schrieben bereits vor Beginn des Aufstandes die Formen der politischen Auseinandersetzungen vor: der gesamten politischen Opposition blieb keine andere Möglichkeit als der gewaltsame Widerstand. In diesem Prozeß entfremdete sich die Regierung auch ihre treuesten Anhänger, die ihr zunächst eine — wenn auch schmale — Massengrundbasis gegeben hatten: die katholischen Flüchtlinge aus dem Norden des Landes. 860 000 Menschen hatten Nordvietnam 1954/55 verlassen, davon über 700 000 Bauern. Auch sie wurden, soweit sie in den Wirtschaftsprozeß des Landes eingegliedert werden konnten, dem Refeudalisierungsprozeß unterworfen. Das wurde am sogenannten Cai-San Projekt besonders deutlich. Dort wurden 1956 mit einem Kostenaufwand von 10 Millionen \$ amerikanischer Hilfe und 100 Traktoren 40 000 Flüchtlinge angesiedelt. Die amerikanische und die südvietnamesische Propaganda bezeichneten dieses Projekt als „Symbol der Entschlossenheit des neuen Staates, die Menschen zu beschützen, die ihre Zukunft mit der freien Regierung verbunden haben“²⁴. Zwei Jahre später jedoch erklärte der Provinzgouverneur den Siedlern, daß sie nur Pächter auf dem Land seien, das ihnen die Regierung übereignet hatte und erzwang mit Gewalt die Ablieferung der Pacht an die „rechtmäßigen Eigentümer“. Unruhen und Aufstände unter den Siedlern waren die Folge²⁵.

So konnte sich schließlich die Regierung in Saigon auf nicht viel mehr stützen als auf die Großgrundbesitzer, die zahlreich in der Regierung Diem und deren Parlamenten vertreten waren, auf das Führungskorps der Armee, das nicht der Armee entstammte, die die Unabhängigkeit erkämpfte, sondern den

ausländischer Kapitalhilfen und durch Verwendung des agrarischen Mehrwerts zur Industrialisierung ist dieser Staat jetzt bereits in der Lage, in großem Umfang die weitere Entwicklung zu einer industriellen Gesellschaft aus eigener Kraft zu bewerkstelligen und hat durchaus die Möglichkeit, „ein kommunistisches Schaufenster in Südostasien“ zu werden. Bernard B. Fall, A „Straight Zigzag“: the road to socialism in North Viet-Nam, in: Communist Strategies in Asia, ed. by A. Doak Barnett, New York—London: (1963), S. 199—227, hier: S. 212). Vgl. auch: drs., North Viet-Nam: a profile, in: Problems of Communism, Vol. 14, 1965, No. 4, S. 13—25, hier: bes. S. 21 f.

24 Zit. n.: drs., South Viet-Nam's internal Problems, a.a.O., S. 251.

25 Ebd.

von den Franzosen aufgebauten einheimischen Hilfstruppen und das bereits seit 1945 Krieg gegen die eigene Bevölkerung geführt hatte. Die Generale dieser Armee „kommen aus dem erst unter dem Protektorat entstandenen städtischen Bürgertum, das im Austausch mit der Kolonialmacht reich wurde und auch in den letzten Jahren noch an den Amerikanern und am Krieg verdiente“²⁶. Für sie ist die Erhaltung des status quo eine Lebensnotwendigkeit. Die Administration, den Interessen von Großgrundbesitz und Armee dienstbar, ist materiell von diesem Staat und der amerikanischen Hilfe abhängig und durch das dauernde Einströmen von Konsumgütern, die die Differenz ihres Lebensstandards zu den Lebensbedingungen der Bevölkerung dauernd erhöht, an das Regime gebunden. Die Korruption des Bruders des Präsidenten Diem war alles andere als ein Einzelfall. Den Bauern auf den Dörfern des Landes, 13 von 15 Millionen der Bevölkerung, war in dieser sozialen und politischen Struktur die Funktion der Amerikaner ebenso eindeutig wie die der eigenen Oberschichten. Heute leben annähernd die Hälfte von ihnen in Gebieten, die nicht mehr von der Regierung in Saigon beherrscht werden.

III.

Der Befreiungskampf der Bevölkerung Südvietnams ist anti-feudalistisch und anti-imperialistisch. Er konstituierte sich als Reaktion auf bestimmte sozioökonomische und politische Verhältnisse, die das notwendige Ergebnis einer Doppelherrschaft von Interessen in- und ausländischer Oberschichten darstellen, wobei die ersteren überwiegend feudalen und bürokratischen Charakters, die letzteren hingegen bürgerlichen Charakters sind. Daß es auch nach dem Ende der unmittelbaren französischen Kolonialherrschaft bei dieser Doppelherrschaft blieb und es lediglich zu einer weitgehenden Substitution der Franzosen durch die Amerikaner kam, liegt an der großen Schwäche und an der allzu offensichtlichen Dysfunktionalität der einheimischen Oberschichten, die sich durch feudale Pachten, durch staatliche oder halbstaatliche Pfründe und in einem geringeren Maße durch (wucherischen) Groß- und Außenhandel bereichern. Ohne ausländische Unterstützung wären diese Oberschichten nur allzu schnell dem Untergang geweiht — sie sind also gezwungen, zur Erhaltung ihrer Privilegien zu Kompradrenschichten zu werden.

²⁶ Hans Henle, a.a.O., S. 293.

Aber so unproblematisch die Ableitung der Motivationen der einheimischen Oberschichten aus ihrer Stellung im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß ist, so komplex ist das Problem, warum eine Großmacht wie die USA mit derartiger Intensität an diesen Koalitionen mit terroristischen und korrupten Regimen wie dem südvietnamesischen festhält. Die amerikanische Politik in Vietnam ist ja nicht nur — indem sie Völkerrechtsnormen wie die Charta der UN, die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und die Haager Landkriegsordnung verletzt — eine Politik der Rechtsbrüche und der Inhumanität, sondern zugleich auch ungeheuer kostspielig. Erklärungen, die im Zeitalter des ‚klassischen‘ Imperialismus für die Motivation der Gewaltpolitik kapitalistischer Staaten genügten, reichen hier nicht aus. Selbst wenn man die Tatsache bedenkt, daß in einer kapitalistischen Gesellschaft die Kosten gewaltsamer Außenpolitik über das Budget gesellschaftlich getragen werden, ihre Erträge — die Profite aus Rüstungsgeschäften und Auslandsinvestitionen — hingegen fast ausschließlich den herrschenden Klassen zugutekommen, scheint die ökonomische Bedeutung Südvietnams in einem gewissen Mißverhältnis zu derart gigantischen Staatsausgaben zu stehen, wie sie die USA derzeit tätigen. Auch scheint die strategische Bedeutung des Landes nicht so groß zu sein, als daß sie zur rationalen Deutung derart risikobeladener und kostspieliger Politik ausreichen könnte: durch die technische Entwicklung von Waffen und Transportmitteln seit den 50er Jahren ist die Bedeutung peripherer Basen zunehmend zurückgegangen. Die ‚nationale Sicherheit‘ der USA wäre durch die Nichtpräsenz amerikanischer oder verbündeter Truppen in Südvietnam kaum gefährdet.

Trotzdem erhalten sowohl das ökonomische wie das strategische Moment etwas durchaus Richtiges, aus dem heraus eine Analyse der amerikanischen Außenpolitik möglich wird. Die hochmonopolisierte Volkswirtschaft der USA steht vor dem Problem einer großen Disproportionalität von notwendiger und effektiver Nachfrage nach Konsum- und — dadurch vermittelt — auch nach Investitionsgütern. Das Problem, daß Produktionssteigerungen — als das einzige Mittel, die Arbeitslosenziffern zu vermindern und das Volkseinkommen zu stabilisieren — mehr Angebot schaffen als gleichzeitig durch die höheren Lohn- und Investitionssummen an effektiver Nachfrage entsteht, hat dieses Land bisher fast immer dadurch gelöst, daß auf die Produktion von Gütern ausgewichen wurde, die kein zusätzliches Angebot auf dem Markt schufen, sondern nur die effektive Nachfrage erhöhten. Am besten leistet dies die Rüstungswirtschaft, die in den USA immer ein entscheidendes

Vehikel der Konjunkturpolitik gewesen ist. Zudem hat die ungeheure Konzentration dieser Industrie nach Berufsgruppen, Industriezweigen, Unternehmen und vor allem Regionen (so entfielen z. B. 1960 53 % aller industriellen Rüstungsaufträge auf fünf Einzelstaaten, davon auf Kalifornien allein 24 %²⁷) zur Folge gehabt, daß die klassische Konjunkturpolitik — Steuerenkungen, und Steigerung der zivilen Staatsausgaben — jene überproportional durch Rüstung geprägten Sektoren der Volkswirtschaft kaum berührt, d. h. eine sehr ungleichmäßige Entwicklung bewirkt, die vermieden werden kann, wenn sich staatliche Konjunkturpolitik auch des Mittels der Erhöhung der Militärausgaben bedient. So besteht also hier nicht nur ein Interesse der Rüstungskonzerne an Profiten, sondern das viel umfassendere Interesse der gesamten kapitalistischen Wirtschaft in einer Periode der System-Konkurrenz das eigene Volkseinkommen zu stabilisieren. Und es wird dann auch erstaunlich offen ausgesprochen, daß eine begrenzte Aufrüstung, wie sie die Eskalation in Vietnam im Gefolge hat, das beste sei, was der amerikanischen Volkswirtschaft passieren könne²⁸. Wie eng der Konnex zwischen diesen ökonomischen Interessen und dem Vietnamkonflikt ist, wird genau kaum auszumachen sein — wahrscheinlich kommt das Urteil der New York Times der Wahrheit ziemlich nahe: „the decision to escalate . . . had nothing to do with the state of the economy . . . (but) was timed perfectly. It permitted the administration to apply the necessary stimulation without confessing its fallibility“²⁹.

Unter den gleichen Bedingungen der Systemkonkurrenz, in der sich die kapitalistischen Gesellschaften nicht nur in ihrer Existenz erhalten, sondern auch als effektive Organisationen gesellschaftlicher Arbeit erweisen müssen, sind auch die strategischen Aspekte der amerikanischen Politik zu überprüfen. Die militärische Bedeutung der Kämpfe in Vietnam liegt nicht darin, daß dieses Land als Stützpunkt für die USA von essentieller Bedeutung ist, bzw. daß der Verlust dieses Landes als Stützpunkt auch den Verlust Thailands oder gar Malayas zur Folge haben müßte, was schon deshalb nicht ganz einsichtig ist, weil Südvietnam mit keinem dieser Länder eine gemeinsame Gren-

27 Vgl. Seymour Melman, *Ökonomische Alternativen zur Rüstungs-Prosperität*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 9. Jg., 1964, H. 2, S. 132—143, hier: S. 134.

28 Vgl. hierzu u. a. die Zusammenfassung einiger Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften, in: *Atomzeitalter*, 1965, H. 9, S. 283.

29 Von der s. Zt. bestreikten New York Times abgedruckt in: *Toronto Globe and Mail* v. 28. 9. 1965; zit. n.: *Monthly Review*, Vol. 17, Nov. 1965, No. 6, S. 47.

ze hat. Die ‚Dominotheorie‘ — die besagt, daß der Fall einer Position automatisch auch den Fall anderer Positionen nach sich ziehen muß — gibt sich nur äußerlich als militärwissenschaftlich; de facto ist sie nur mit sozialwissenschaftlichen Kategorien zu begreifen. Und hier taucht auch jenes sozialstrategische Moment wieder auf, das bereits im Falle der Rüstungsökonomie als das wahrscheinlich wichtigste bezeichnet worden war.

Mag Südvietnam selbst auch ökonomisch und militärisch noch so unwichtig sein — die Machteliten des amerikanischen Spätkapitalismus haben den exemplarischen Charakter dieser Auseinandersetzung genau erkannt. Sehr klar kommt dies in der Stellungnahme eines hohen amerikanischen Diplomaten zum Ausdruck: „Vietnam interessiert uns nicht als strategisches Ziel, und nicht einmal als politischer Stützpunkt; es interessiert uns als Probe aufs Exempel. . . . Dieser Konflikt ist typisch. Wie kann eine Großmacht wie die unsere ihn siegreich bestehen? Wie kann ein Land, das über ein enormes militärisches und ein minderes politisches Potential verfügt, an einem beliebigen Ort über einen Gegner siegen, der militärisch unterlegen, aber politisch stark ist? . . . Es ist für uns keine Frage auf Leben und Tod, wenigstens nicht hier und jetzt. Aber hier und jetzt müssen wir Methoden erlernen, mit denen wir dasselbe Problem in beliebigen Teilen Asiens, Afrikas und vor allem Lateinamerikas lösen können, wenn es eines Tages wirklich um Tod und Leben geht“³⁰.

Der Kampf des vietnamesischen Volkes antizipiert — quasi am verkleinerten Modell — die Emanzipation ganzer Kontinente, deren Stellenwert für die Selbstreproduktion des internationalen kapitalistischen Systems — und besonders für das der USA — kaum abzuschätzen ist. Durch die dauernde Veränderung der terms of trade, durch die laufenden Profite aus seit mehr als 100 Jahren in Übersee akkumulierten Kapitalanlagen ist die bisher bestenfalls formal emanzipierte ‚Dritte Welt‘ eine nicht zu unterschätzende Quelle der Bereicherung für die kapitalistischen Industrieländer. Die durch eine faktische Emanzipation Lateinamerikas, Asiens und Afrikas notwendig entstehende Verkleinerung des kapitalistischen Weltmarktes und die möglicherweise noch schwerwiegendere Verschiebung der internationalen Machtverhältnisse werden zumindest von den Führungsschichten der kapitalistischen Staaten als eine ernste Systemgefährdung angesehen, gegen die Abwehrmittel gefunden werden müssen. Hierfür ist Vietnam das Prüffeld geworden, wobei neben den zu verhindernden Demonstrationseffekten

30 Zit. n.: Hans Magnus Enzensberger, Europäische Peripherie, in: Kursbuch 2, August 1965, S. 154—173, hier: S. 158.

siegreicher Partisanenkriege und erfolgreicher Strukturreformen vor allem die Erprobung von Waffensystemen und Kampf-taktiken der Antiguerillakriegführung sowie das entsprechende Training von Militärpersonal im Vordergrund stehen. Hier wird das technische und taktische Instrumentarium gewonnen und vermittelt, das die erfolgreiche Bekämpfung von Guerillas nicht nur ‚hier und jetzt‘, sondern auch ‚immer und überall‘ ermöglichen soll³¹.

IV.

In der Regel sind einzig ausländische Elitetruppen imstande, effektiv gegen Partisanen zu kämpfen. Auch für Vietnam gilt, was Mao Tse-tung über China sagte: „Die Rote Armee zeichnet sich . . . durch außerordentliche Kampffähigkeit aus, da alle ihre . . . Angehörigen im Verlauf der Agrarrevolution zu uns gekommen sind und für ihre eigenen Interessen kämpfen, wobei zwischen Offizieren und Soldaten eine politische Einheit besteht. . . . (Aber) die Kuomintang ist gegen die Agrarrevolution und genießt deshalb nicht die Unterstützung der Bauernschaft . . . Sie (kann) die Masse der Soldaten und die zahlreichen unteren Offiziere, die aus den Reihen der Kleinproduzenten stammen, nicht dazu zwingen, ihr Leben bewußt . . . hinzugeben. Zwischen Soldaten und Offizieren besteht politische Uneinigkeit, und das setzt die Kampffähigkeit der Kuomintang-Armee herab“³². Die Erfahrung, daß ‚Marionettenarmeen‘ eher zum Desertieren als zum Kämpfen neigen, bestätigen die süd-vietnamesischen Regierungstruppen vollauf: bei ihren Verlusten ist der Anteil der ‚Vermißten‘ in der Regel extrem hoch; die Zahl der Deserteure betrug nach vorsichtigen Schätzungen allein für die letzten zwei Jahre 160 000.

Dieser Nachteil entfällt bei amerikanischen Marineinfanteristen völlig. Dennoch ist auch die Tauglichkeit ausländischer Truppen für die Antiguerillakriegführung nur begrenzt. Die wichtigsten Vorzüge hochtechnisierter Armeen — große Beweglichkeit und Feuerkraft — kommen unter den Bedingungen ei-

31 Daneben haben natürlich noch eine Reihe weiterer Faktoren einen erheblichen Einfluß auf das US-Engagement in Vietnam. So erschwert sicherlich das bereits investierte Prestige ein mögliches Nachgeben. Auch dürfte der Gedanke, „mit Hilfe des Vietnamkrieges das kommunistische China zu provozieren und dann vernichtend zusammenzuschlagen, ehe die chinesische Atombombe einsatzbereit ist“ (Industriekurier v. 27. 11. 1965), eine gewichtige Rolle spielen.

32 Mao Tse-tung, Strategische Fragen des revolutionären Krieges in China, in: drs., *Ausgewählte Schriften*, Bd. 1, Berlin (Ost): 1956, S. 203—297, hier: S. 229 f.

nes Partisanenkampfes nur partiell zur Geltung. Motorisierung z. B. ist in Dschungel- und Gebirgsterrain praktisch ohne Bedeutung. Auf der anderen Seite ist der logistische Aufwand derart strukturierter Armeen ungeheuer groß und führt dazu, daß ein besonders hoher Prozentsatz des Militärpersonals de facto aus Nichtkombattanten besteht. Ebenso erweist sich die große Feuerkraft als weitgehend unwirksam — schon deshalb, weil entsprechende Ziele fehlen: Bombenflugzeuge und schwere Artillerie können in der Regel erst in späteren Stadien des Partisanenkrieges wirksam eingesetzt werden, d. h., wenn die Partisanen bereits eine Struktur und eine Größenordnung erreicht haben, die denen regulärer Verbände nahekommen. Generell erweist sich eine — weitgehend auf dem massiven Einsatz hochexplosiver Sprengstoffe beruhende — Art der Kampfführung für diejenigen, die sie anwenden, als dysfunktional, da sie nicht differenziert genug ist, um sich vorwiegend auf ihre eigentlichen Ziele zu beschränken. Hauptleidtragender von Bombardements aller Art ist in der Regel nicht die Armee der Partisanen, sondern die Zivilbevölkerung, deren Feindschaft gegenüber den ausländischen bzw. den Regierungstruppen durch Bombardements oder andere Aktionen terroristischen Charakters noch erheblich verstärkt wird.

Auf der anderen Seite bieten Strategie und Taktik des Partisanenkrieges durch die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich dieser konstituieren konnte, Methoden, die auch dem militärisch Schwächeren den Sieg ermöglichen. Mao Tse-tung hat dies folgendermaßen umschrieben: „Mit der kleinen Anzahl besiegen wir die große — das erklären wir den über ganz China herrschenden Kräften. Zugleich besiegen wir mit der großen Anzahl die kleine — das erklären wir dem einzelnen Truppenteil des Gegners, mit dem wir auf dem Schlachtfeld zusammenstoßen“³³. Diese Sätze beinhalten das strategische Grundprinzip des Partisanenkrieges, auf dessen besondere Bedingungen das „Grundprinzip des Krieges — Erhaltung der eigenen Kräfte und Vernichtung der gegnerischen Kräfte“³⁴ hier angewandt worden ist. Falls die geographischen Verhältnisse für den Kleinkrieg günstige Bedingungen bilden, können Partisanen bei Benutzung der „drei Formen des elastischen Einsatzes der Kräfte“: „Dezentralisation, Konzentration und Verschiebung“³⁵ einen in seiner Gesamtheit zahlenmäßig überlege-

33 A.a.O., S. 283.

34 Drs., Fragen der Strategie des Partisanenkrieges gegen die japanischen Eindringlinge, in: Drs., Ausgewählte Schriften, Bd. 2, Berlin (Ost): 1957, S. 85—132, hier: S. 87.

35 A.a.O., S. 98.

nen Gegner laufend schwächen und gleichzeitig selbst an Stärke zunehmen. Zusätzlich zwingen die Erfolge der Partisanen die herrschenden Klassen — im gleichen Augenblick, wo deren Besiegbarkeit evident wird — zu einer unverhältnismäßigen Steigerung ihres Druckes auf die Volksmassen, was wiederum die Herrschaftsverhältnisse transparenter macht. So erwächst die revolutionäre Bewegung „aus dem ‚Nichts‘ zu einem Etwas, aus etwas Kleinem zu etwas Großem“ — es ist also für den Partisanenkrieg „das Prinzip der Erhaltung der eigenen Kräfte durch das Prinzip der Vermehrung der eigenen Kräfte zu ergänzen“³⁶.

Die Partisanen haben außerdem die Möglichkeit, in den von ihnen beherrschten Gebieten einen Teil dessen zu antizipieren, was das Ziel ihres revolutionären Kampfes ist. Die Steigerung von Arbeitsproduktivität und Produktion (Landgewinnung, Bewässerung, Schaffung kleiner, nichtagrarischer Produktionsstätten etc.) sind ebenso wie die Durchführung sozioökonomischer, politischer und kultureller Reformen (Neuverteilung von Land, Verringerung der Pachtsätze, Schaffung von Massenorganisationen, Genossenschaften und örtlichen Selbstverwaltungsorganen, Bau von Schulen und Krankenhäusern etc.) integrale Bestandteile des Partisanenkrieges. Dies hat in China einst eine große Rolle gespielt, gerade auch hier hat die südvietnamesische Befreiungsfront Erstaunliches zustandegebracht. Gegenüber den Zielen der Revolution, die so sehr augenfällig — besonders als Kontrast zur Politik der Regierung — demonstriert werden können, ist Propaganda, die die ‚Freiheit des Individuums‘ und die ‚Befreiung vom kommunistischen Totalitarismus‘ verspricht, für die Landbevölkerung auf relativ geringem Interesse. Was den meisten Nordamerikanern und Westeuropäern als ein System politischer Unfreiheit erscheint, ist jenen — um deren Freiheit und Bedürfnisbefriedigung es gleich schlecht steht — zu Recht eine r e a l e Utopie.

V.

Unrealistisch wäre es, den Partisanenkrieg als ‚todsicheres‘ Rezept erfolgreicher Revolutionen in ökonomisch schwach entwickelten Ländern zu verstehen. Der sehr vorsichtige Realist Mao Tse-tung schrieb 1938: „Es kommt vor, daß ein fortschrittlicher Staat oder eine fortschrittliche Erscheinung, wenn sie noch schwach ist, von einem großen reaktionären Staat oder einer

ebensolchen Erscheinung vernichtet wird“³⁷. Dies ist auch im Falle Vietnams nicht auszuschließen. Abgesehen von einer ungeheuren Steigerung des quantitativen Einsatzes hat die konterrevolutionäre Kriegführung vor allem die Möglichkeit, die Qualität der eingesetzten technischen Mittel und der angewandten Taktiken zu verbessern. Auch reguläre Armeen können sich in Ausrüstung, Gliederung und Kampfweise weitgehend den Partisanen anpassen. Dies bekommt die südvietnamesische Befreiungsfront tagtäglich neu zu spüren: der Einsatz von schwimmfähigen, gepanzerten Kampffahrzeugen, von gepanzerten und gut bewaffneten Helicoptern hat den regulären Truppen dort einen großen Teil der Beweglichkeit wiedergegeben, der ihnen zunächst fehlte. Der massive Einsatz von Napalbomben und anderer Abwurfmunition mit besonderer Splitterwirkung ermöglicht es den im Antipartisanenkrieg eingesetzten Luftstreitkräften, sehr kleine Ziele — etwa kleine Partisanengruppen in gut getarnten Deckungslöchern — auch ohne sie genau ausmachen und direkt treffen zu können, doch zu vernichten. Die Einführung von kleinen und leicht transportablen Infrarot- bzw. Radargeräten ermöglicht es der amerikanischen Infanterie z. B. bereits, auch bei Nacht Annäherungen rechtzeitig zu erkennen, womit ein Hauptvorteil der Partisanen — der Überraschungsmoment — teilweise hinfällig wird.

Dazu kommt, daß im Endeffekt eine reguläre Armee nur durch eine reguläre Armee besiegt werden kann, d. h. die Partisanen, die zunächst nur in kleinen Gruppen Überfälle durchgeführt hatten, später dazu übergingen, auch Verbände in Bataillons- und Regimentsstärke zu bilden und mit ihnen entsprechende Einheiten des Gegners in günstigen Situationen anzugreifen, müssen irgendwann einmal ihre Struktur — zumindest teilweise — in die einer regulären Armee transformieren. Dann aber finden die Antiguerillastreitkräfte Gegner vor, die ihnen adäquater sind, die genügend große Ziele für den Einsatz von schweren Waffen bieten und sich auch nicht mehr bei Bedarf ins Nichts auflösen können. Die dritte und letzte Stufe eines Partisanenkrieges ist in Vietnam nicht möglich, wenn die Verluste der Regierungstruppen stets durch die Entsendung amerikanischer Truppen mehr als kompensiert werden: für die Partisanen wird die „Vermehrung der eigenen Kräfte“ so durch den Einfluß externer Faktoren nicht von einer „Vernichtung der gegnerischen Kräfte“ begleitet. Daraus folgt eindeutig, daß die Armee der südvietnamesischen Befreiungsfront niemals imstande sein kann, alleine den endgültigen militärischen Sieg zu

37 Drs., Über den langdauernden Krieg, in: Drs., Ausgewählte Schriften, Bd. 2, Berlin (Ost): 1957, S. 133—246, hier: S. 163.

erringen, solange die amerikanischen Truppen nicht auf irgend eine andere Art gezwungen worden sind, das Land zu verlassen. Dagegen könnten die USA bei einer entsprechenden Erhöhung ihres materiellen und personellen Einsatzes die Partisanen zweifelloso auf den Stand der ersten Phase zurückdrängen. Aber ist damit ein Partisanenkrieg beendet?

Die chinesische Revolution hat ähnliche Krisen erlebt: aber „der Verlust großer Basen und die Umgruppierung der Roten Armee — das ist die zeitweilige und teilweise Niederlage, aber keine Niederlage für ewige Zeiten, wenn auch diese teilweise Niederlage zur Dezimierung des zahlenmäßigen Bestandes der Partei und der Roten Armee sowie zur Verringerung des Territoriums der Basen um 90 Prozent geführt hat“³⁸. Nach Ansicht Mao Tse-tung's ist die entscheidende Frage vielmehr, „ob die verschiedenen Widersprüche, die zum Aufschwung der Revolution führen, in Wirklichkeit anwachsen“³⁹. Besteht aber eine reale Möglichkeit für die unheilige amerikanisch-südvietnamesische Allianz, die Revolution durch Reformen überflüssig zu machen?

Es ist ein grundlegender Irrtum anzunehmen — wie es etwa Rostow tut — daß ein Partisanenkrieg von der Art des südvietnamesischen „ein altes Spiel (ist), dessen Regeln man studieren und lernen kann“ und das nichts enthält, „was nicht schon T. E. Lawrence gewußt hatte“⁴⁰. Es ist nicht damit getan, „Grenzgebiete so ab(zu)schirmen, . . . daß andere wenig Lust verspüren, sie zur Einleitung dieses häßlichen Spieles zu benutzen“⁴¹. Zugegeben: das ‚Spiel‘ ist ‚häßlich‘, aber seine Wurzeln sind nicht Aggression von außen — Revolution ist kein Importartikel. Sie wäre in der Tat überflüssig, wenn die „grundlegenden Sozialprobleme gelöst werden“⁴² — und es kann kein Zweifel daran bestehen, daß in Vietnam die Amerikaner es gerne sehen würden, wenn effektive Landreformen durchgeführt, Korruption durch Unbestechlichkeit, Terror durch Rechtsstaatlichkeit, Militärdiktatur durch parlamentarische Demokratie ersetzt würden. Aber — einmal ganz abgesehen davon, daß damit nur die eine Hälfte der Herrschaftsverhältnisse ernsthaft tangiert

38 Drs., Strategische Fragen des revolutionären Krieges in China, in: drs., Ausgewählte Schriften, Bd. 1, Berlin (Ost): 1956, S. 203—297, hier: S. 234.

39 Drs., Aus einem Funken kann ein Brand entstehen, in: drs., Ausgewählte Schriften, Bd. 1, Berlin (Ost): 1956, S. 135—148, hier: S. 140.

40 Walt W. Rostow, Wie man Guerillaangriffen begegnet, in: Der Krieg aus dem Dunkel, hrsg. v. Franklin Mark Osanka, Köln: (1963), S. 611—620, hier: S. 618.

41 Ebd.

42 A.a.O., S. 613.

würde — was für ein Interesse können jene Gruppen und Schichten von Großgrundbesitzern, Offizieren, Beamten, Politikern, Großkaufleuten etc., deren Lebensgrundlage dieses System ist und die ja gerade, um es zu erhalten, mit den USA zusammenarbeiten, daran haben, eben dieses System aufzuheben? Diese Frage bedarf wohl kaum einer Antwort und da die einzigen gesellschaftlichen Kräfte, auf die sich amerikanische Politik mit ihren speziellen Interessen in Vietnam und auch in den meisten anderen ökonomisch schwach entwickelten Ländern stützen kann, von dieser Art sind, ist auch kaum eine Möglichkeit denkbar, der Revolution ihre Basis zu nehmen. Es scheint also nur die Möglichkeit zu bestehen, einen zeitlich unbegrenzten Krieg zu führen und für einige Jahrzehnte dort eine Armee von sechsstelliger Mannschaftsstärke zu unterhalten. Keiner kann bezweifeln, daß die mächtigen Vereinigten Staaten von Amerika dazu imstande sind. Was aber wird geschehen, wenn dann Vietnam ein Fall unter vielen ist, wenn z. B. die vielen Partisanenbewegungen in Lateinamerika, die gerade erst sich zu entfalten beginnen, eine ähnliche Stärke erreicht haben? Der besorgte Zweifel eines amerikanischen Journalisten, ob der Präsident der Vereinigten Staaten dann noch über genügend Marineinfanteristen verfügen werde, ist nur allzu berechtigt.

Günther Anders:

Stenogramme

Der Kühne (1933)

Es gibt gewisse Appelle gegen nationalsozialistische Rohheiten und Infamien, die nicht mitzuunterzeichnen auch derjenige kein Recht hat, der davon überzeugt ist, daß deren Wirkung (abgesehen von den persönlichen Unannehmlichkeiten, die er sich durch Mit-Unterzeichnung einbrocken könnte) gleich null bleiben würde. Die Liste jener Männer, die unsere Aufforderung, mitzusignieren, aus Ängstlichkeit unbeantwortet gelassen oder abgelehnt haben, stellt ein trauriges Zeugnis unserer Epoche dar. Schlimmer als diese sind aber jene, die aus Angst davor, Ängstlichkeit zuzugeben, ihre Ablehnung unwahrhaftig begründen. Da lebt z. B. in unserer Mitte ein Denker von Format, zuweilen hatten wir sogar gedacht: ein unbestechlicher — nennen wir ihn Herrn X — dessen philosophische Skepsis an Radikalität nichts zu wünschen übrig läßt, dessen Doktrinen wir mit Recht höchste Achtung entgegenbringen, und von dem wir viel gelernt haben.

Auch Herrn X hatten wir also darum ersucht, unseren letzten Appell mitzuunterzeichnen. Hätten wir das nicht getan, dann hätten wir das ungute Gefühl gehabt, der humanen Sache, für deren Durchsetzung wir etwas zu tun versuchten, ein mögliches zusätzliches Prestige schon avant la lettre zu entziehen; und außerdem hätten wir uns auch den Vorwurf machen müssen, den von uns hochgeachteten Mann grundlos, nämlich durch Unterstellung von moralischer Gleichgültigkeit, zu beleidigen.

Nun, wir haben uns geirrt, wir sind furchtbar naiv gewesen. Denn Herr X hat uns nicht nur einen Korb gegeben, vielmehr hat er, wie es in seiner öffentlichen Erklärung heißt, ‚g r u n d s ä t z l i c h a b g e l e h n t‘ — eine Formulierung, mit der er wohl hoffte, jenes scharfe Profil, das seine Theorien und Schriften ja wirklich auszeichnet, auch diesem seinem Nein zu verleihen. Keine Frage: für Herrn X stellt die Veröffentlichung eines solchen Aufrufs zu viel Aktion dar; sich einzumischen, ist ihm genauso peinlich wie seinen weniger promin-

ten Kollegen. Aber Ängstlichkeit zuzugeben, ist ebenso gênant, da seine Philosophie verwegen zu sein beteuert. Was war sein Ausweg?

Er hat die Sache auf den Kopf gestellt, er hat unseren Aufruf verächtlich gemacht. ‚Mindestens einer‘, so erklärte er in seinem Absagebrief, ‚muß doch endlich einmal die Kühnheit aufbringen, sich von der Teilnahme an so ausschließlich verbalen Aktionen auszuschließen; und ich bin dazu bereit, das auf mich zu nehmen, also dieser eine zu sein‘ — eine Erklärung, die niemanden mehr irreführen kann, die vielmehr jedem, selbst dem naivsten Leser Scham ins Gesicht treiben muß. Und sogar doppelte Scham: nämlich außer der Scham über die Drapierung der Angst als Kühnheit auch noch die Scham darüber, daß sich ein Mann, der sich in seinen Auseinandersetzungen mit Theorien stets als der Unbestechlichste von allen bewährt hatte, dort, wo es nun nicht mehr nur um Theorien geht, versagt und sich nicht schämt, uns anzulügen. Wahr hätten die Worte, die er da verwendete, allein dann sein können, wenn sie aus dem Munde eines Staatsmannes oder eines Revolutionärs gekommen wären, also aus dem Munde eines nicht nur mit Worten umgehenden, sondern an tägliches Handeln und Entscheiden gewöhnten Mannes. Aber aus dem Munde eines Theoretikers? Eines Schriftstellers, dessen Worte ja immer nur für die Ohren akademischer Kollegen und Schüler gemeint gewesen waren, also in weit höherem Maße ‚nur verbal‘ gewesen waren als die Worte unseres moralisch-politischen Appells? Machen wir uns doch keine Illusionen! Natürlich hat Herr X, der ja ungleich klüger ist als unsereins, sehr genau gewußt, was er tat, als er höhnisch die Verwendung seines Namens verweigerte und unseren Appell ‚nur verbal‘ nannte. Natürlich war er sich darüber im klaren, daß er den Aufruf dadurch lächerlich machte; daß das Fehlen seines Namens als Lücke sofort in die Augen springt, daß diese Lücke ein Politikum höchsten Ranges darstellt, und zwar eines, das unserer Aktion nicht wiedergutzumachenden Schaden zufügt. Wer weiß, ob nicht Herr X sehr froh über unsere Unterschriftenaktion gewesen ist, und unsere Bitte, daran teilzunehmen, als ein Geschenk des Himmels begrüßt hat? Weil ihm diese nämlich die Gelegenheit verschafft hat, öffentlich nicht teilzunehmen, also gewissermaßen seine Gleichgültigkeit oder sogar seine Gleichschaltung zu beweisen, ohne von sich aus irgendetwas zu tun?

Feigheit als Fairneß

Nichts moralisch so zweideutig wie die als Objektivität, Gerechtigkeit oder Fairneß getarnte Feigheit. Da wir Angst davor haben, daß jemand uns nachsagen könnte, wir nähmen Partei, haben wir es uns angewöhnt, nein, es geradezu zu unserem Prinzip gemacht, immer dann, wenn wir einen der sog. ‚freien Welt‘ zugehörigen Aggressor beim Namen nennen, dessen Opfer gleichfalls als aggressiv zu verleumden. Im Grunde genommen tun wir also so, als wenn es auf der Welt apriori ein Gleichgewicht der Infamie gäbe — eine einfach alberne Unterstellung, die, angewendet auf unsere heutige Situation, bedeuten würde, daß durch vietnamesische Napalmbomben ebensoviele amerikanische Frauen und Kinder zugrunde gehen wie vietnamesische Frauen und Kinder durch amerikanische Napalmbomben. Aber nicht nur albern ist diese Unterstellung, sondern aufs tiefste heuchlerisch — und diese Heuchelei, die in Friedensbewegungen leider epidemisch zu werden droht, wird einmal unseren Charakter total ruinieren. Darum haben wir es uns einzuprägen: wenn wir die Opfer mit der gleichen Elle messen wie den Mörder, dann bewähren wir uns nicht als objektiv, vielmehr nehmen wir gerade dadurch Partei: nämlich gegen die Opfer — und ein willkommeneres Geschenk könnten wir den Aggressoren wahrhaftig nicht in den Schoß legen.

Was Humanität ist (I)

Nachricht aus Saigon: US-Kampfflugzeuge richteten Ende Oktober irrtümlicherweise einen Luftangriff auf das südvietnamesische Dorf De Duc, wobei 48 Zivilisten getötet und 55 verletzt wurden. Überflüssig zu betonen, daß unverzüglich amerikanische Medikamente an den betroffenen Platz geflogen worden sind und daß die südvietnamesischen Regierungsstellen den Amerikanern sofort ihren Dank für diese Hilfeleistung ausgesprochen haben.

Als der Kaufmann Bim trotz dreifach wiederholter Warnung keine Anstalten traf, den Erpressungen des molussischen Mafia-Bosses Fu nachzugeben, da beauftragte dieser seinen Spezialisten, dasjenige zu tun, was in solchen Fällen zur Routine der Firma gehörte: nämlich den ältesten Sohn des widerspenstigen Mannes verschwinden zu lassen. Natürlich verursachte die Durchführung dieses Auftrages nicht die geringsten Schwierigkeiten, und als der Spezialist am nächsten morgen seinem Chef die über Nacht abgeschlossenen Geschäfte aufzählte, konnte er unter anderem auch den Tod des jungen Bam mitteilen. — ‚Was?‘ schrie da Herr Fu zur ungeheueren Überraschung seines

Spezialisten, ‚den Sohn von Herrn Bam hast Du erledigt?‘ — ‚Programmgemäß‘, antwortete der Spezialist. — ‚Programmgemäß! Mord ist das. Bim hatte ich gesagt und nicht Bam!‘ — Woraufhin sich der Angestellte mit den Worten, das Eine schließe ja das Andere nicht aus, auf den Weg machte, um den Richtigen ebenfalls zu erledigen.

Ob und wie Herr Fu seinen Spezialisten gestraft hat, das wissen wir nicht. Wohl aber, daß er den alten Bam, der durch ein Versehen der Firma in ein solches Unglück gestürzt worden war, nicht im Stiche gelassen hat. Im Gegenteil: mit jener Promptheit, die nur das wahrhaft humane Herz kennt, ließ Herr Fu dem Alten noch am gleichen Vormittag sein tiefempfundenes Mitgefühl aussprechen; und ihm am Abend ein schwergerahmtes und von ihm eigenhändig unterzeichnetes Portrait seiner selbst überreichen. Und es ist wohl ein tröstliches Zeugnis für die Urbanität Molussiens, daß sich der alte Herr Bam trotz seines unsäglichem Schmerzes der menschlichen Geste des Herrn Fu nicht unwürdig gezeigt hat: sich für die unerwartete Gabe bedankt, nein dieser sogar in seinem nun trostlos gewordenen Hause einen Ehrenplatz eingeräumt hat.

Was Humanität ist (II)

‚Seit fünf Tagen‘, rühmte sich Mr. Fu, der Direktor der Molussischen Mafia, der sich vorübergehend darauf beschränkt hatte, seine Überfälle im Südteil der Stadt durchführen zu lassen, ‚seit fünf Tagen habe ich mich im Nordteil der Stadt aufs puritanischste alles Blutvergießens enthalten.‘ — Und nach zehn Tagen prahlte er auf ähnliche Weise, und nach fünfzehn ebenfalls. ‚Wahrhaftig‘, so schloß er diese seine dritte Kundmachung — und der Ton seiner Stimme klang so ominös wie der Ton aller Moralisten, die das Ende ihrer Geduld nahe fühlen — ‚wahrhaftig, wenn es noch immer Leute in der Nordstadt geben sollte, die mir ihr Vertrauen versagen und die sich weigern, die unmißverständlichen Zeichen meiner Friedfertigkeit anzuerkennen, diese Leute würden — und dieser Warnung folgt nun keine weitere mehr — die Verantwortung für die Folgen ihrer Halsstarrigkeit ganz allein tragen müssen.‘

Und nicht nur seine Mafia-Brüder applaudierten ihm, sondern auch die ehrenwerten Herren vom Magistrat, da auch sie nichts tiefer verabscheuten als Gewalttätigkeit und nichts iniger liebten als den Frieden.

Unerläßliche Richtigstellung

Im Jahre 1954 hat, wie der ehemalige französische Außenminister Bidault mitgeteilt hat¹, Dulles den Franzosen zweimal Atombomben sowohl gegen China wie gegen Vietnam zur Erledigung der damaligen Ostasienkrise offeriert. Schon während des Koreakrieges war mit Atombomben gedroht worden. Und seitdem ist die Kette der atomaren Bedrohungen Ostasiens durch die Vereinigten Staaten nicht abgerissen.

Auf der anderen Seite ist es unbestreitbar, daß die chinesische Regierung das immense Ausmaß der Gefahr, in der das Land schwebt, entweder aufs entsetzlichste unterschätzt oder aufs entsetzlichste verharmlost.

Diese zwei Tatsachen lassen sich nicht über Nacht aus der Welt schaffen. Wohl aber müssen wir versuchen, die völlig verwirrte moralische Beurteilung dieser Situation, die heute gang und gebe ist, richtigzustellen. Denn China gilt heute als mindestens ebenso schuldig wie die Vereinigten Staaten, wenn nicht sogar als schuldiger oder als alleinschuldig. Und das ist einfach empörend. Warum?

Weil es eine empörende Heuchelei ist, wenn die Attitüde von Bedrohten oder sagen wir ruhig: Erpreßten, und die von Bedrohern bzw. Erpressern als moralisch gleich verwerflich beurteilt werden; wenn die Erpreßten, die das Risiko, das sie laufen, verkleinern, als ebenso kriminell gelten wie die Erpresser, nein sogar als die eigentlichen und einzigen Kriminellen; und wenn sogar die Erpresser selbst — was sie ja täglich in Rundfunk und Zeitungen tun — den Erpreßten deshalb als kriminell hinstellen, weil dieser ihrer Erpressung nicht nachgibt. Seit wann wird man dadurch schuldig, daß man einen blackmailer ignoriert?

Aus diesem Grunde haben wir, wann immer wir der heute üblichen Urteilsverwirrung begegnen, zurückzufragen:

Ist derjenige ein Verbrecher, der die tödliche Waffe, mit der er bedroht wird, als Papiertiger mißverstehet oder hinstellt? Oder derjenige, der mit dieser Waffe, von der er sehr genau weiß, daß sie kein Papiertiger ist, tatsächlich und kontinuierlich droht?

1 Siehe Edgar Snow ‚The other side of the River‘, S. 691, und Drummond und Coblentz ‚Duel at the Brink‘, S. 116—123.

Erklärung über den Krieg in Vietnam

Bundeskanzler Erhard hat der amerikanischen Regierung wiederholt versichert, das deutsche Volk stehe hinter der Vietnam-Politik der USA. In den Vereinigten Staaten selbst wächst der Widerstand gegen diese Politik. Immer mehr Amerikaner zweifeln an den Erklärungen, mit denen die Regierung der USA ihre Intervention in Vietnam zu rechtfertigen sucht.

Falsche Benennung des Konflikts

Die amerikanische Regierung bezeichnet den Krieg in Vietnam als einen Konflikt zwischen beiden Teilen des Landes, entstanden durch eine Aggression des Nordens gegen den Süden. In Vietnam habe der Kommunismus die freie Welt angegriffen.

Die amerikanische Regierung behauptet, der Krieg verteidige die Freiheit des südvietnamesischen Volkes gegen eine kleine Minderheit ausländischer oder vom Ausland gesteuerter Partisanen. Die Vietkong seien der verlängerte Arm Nordvietnams und damit Chinas.

Die amerikanische Regierung erklärt, die Bombardierung Nordvietnams solle dem Expansionsstreben Chinas Einhalt gebieten. Der Krieg diene der Erhaltung des Weltfriedens.

Richtige Benennung des Konflikts

Tatsächlich ist der Krieg in Südvietnam ein Bürgerkrieg, der bis zum Eingreifen der Vereinigten Staaten fast ausschließlich ein Kampf zwischen südvietnamesischen Revolutionären und der Regierung in Saigon war. Die USA haben das Genfer Abkommen von 1954, das freie Wahlen innerhalb von zwei Jahren vorsah, bewußt negiert und die Regierung Diem und deren Nachfolger gegen den Willen der Bevölkerung an der Macht gehalten.

Nach amerikanischen Schätzungen stehen über drei Viertel der Bevölkerung auf seiten der Aufständischen. Selbst heute, nach Ausdehnung des Krieges über beide Teile des Landes, wird die

Unterstützung der Vietkong durch Nordvietnam auf höchstens 25 Prozent geschätzt. Die Saigoner Regierung kann sich nur noch in den Städten und unter direktem Schutz der amerikanischen Truppen behaupten. Der Konflikt entwickelt sich immer mehr zu einem Krieg der USA gegen das vietnamesische Volk. Dabei geht es nach Angaben führender amerikanischer Militärs nicht nur um die Vernichtung der Vietkong, sondern gleichzeitig um die Erprobung neuer Waffen und Techniken zur Niederschlagung von Volksaufständen in anderen Teilen der Welt.

Die Vietkong sind eine nationale und soziale Befreiungsbewegung Südvietnams, die vor allem von der Landbevölkerung und der städtischen Intelligenz getragen wird. Sie sind politisch organisiert in einer „Nationalen Befreiungsfront“, in der es neben den (in der Führung) dominierenden Kommunisten auch starke bürgerliche und nationale Gruppierungen gibt. Erst die Tatsache, daß die USA mit der ganzen Übermacht ihres technischen Potentials in den Krieg eingegriffen und ihn auf Nordvietnam ausgedehnt haben, droht die Vietnamesen unter den traditionell gefürchteten Einfluß Chinas zu zwingen. Die amerikanische Intervention erhöht die Gefahr eines großen Krieges in Asien, der leicht zu einem dritten Weltkrieg führen kann. Zugleich werden hier die Grundlagen für einen Rassenkonflikt gelegt, dessen Auswirkungen noch gar nicht abzusehen sind.

Die bisherige Bilanz des Krieges

- Eine halbe Million Menschenleben hat der zweite Vietnamkrieg nach vorsichtigen Schätzungen bereits gefordert.
- 160 000 Zivilisten sind allein zwischen 1961 und 1964 umgekommen.
- Folterungen und Gefangenenmord sind seit Jahren an der Tagesordnung.
- Tausende von Siedlungen wurden vernichtet, ihre Einwohner getötet oder in sogenannte Wehrdörfer deportiert, die nichts anderes als Konzentrationslager sind.
- Napalmbomben, Giftchemikalien und neuartige Vernichtungswaffen treffen in wachsendem Ausmaße die Zivilbevölkerung.
- Durch diese moderne Strategie der Verbrannten Erde droht sich hier der Tatbestand des Völkermords zu erfüllen.

Frieden und Selbstbestimmung für Vietnam

Angesichts dieser Tatsachen distanzieren wir uns von der moralischen und finanziellen Unterstützung des Vietnamkrieges durch die Bundesregierung. Wir begrüßen die Forderungen Frankreichs und der blockfreien Länder nach Einstellung der Luftangriffe und Regelung des Konflikts auf der Basis der Genfer Vereinbarungen.

Wir schließen uns den 5 000 amerikanischen Professoren und Dozenten an, die für sofortige Beendigung des Krieges und für die Neutralisierung ganz Vietnams eintreten.

Wir solidarisieren uns mit der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, deren Sprecher, Nobelpreisträger Martin Luther King, zu Demonstrationen für den Frieden in Vietnam aufgerufen hat.

Wir appellieren an alle Demokraten in der Bundesrepublik, diese Erklärung und ihre politischen Forderungen zu unterstützen und in die Öffentlichkeit zu tragen.

Dr. Margherita von Brentano, Akad. Rat, PhS, FUB
Dr. Peter Furth, Akad. Rat, PhS, FUB
Dr. Wilfried Gottschalch, Dozent, PH
Dr. Wolfgang Fritz Haug, Wiss. Ass., PhS, FUB
Dr. Klaus Meschkat, Wiss. Ass., Osteuropa-I., FUB
Ulrich Preuß, Wiss. MArb., IB
Gerhard Schoenberner, Schriftsteller.

Den Erstunterzeichnern schlossen sich bisher an:

Dr. Heribert Adam, Wiss. Ass., ISoz. · Dr. Johannes Agnoli, Wiss. Ass., OSI · Dipl.-Soz. Norbert Altmann, ISF · Dr. Norbert Altwicker, Akad. Rat, PhS UFFm. · Prof. Otl Aicher, Dir. H. Gestaltung, Ulm · Inge Aicher-Scholl, Schriftstellerin · Carl Amery, Schriftsteller · Günther Anders · Ingeborg Bachmann, Schriftstellerin · Dr. Egon Becker, Akad. Rat, ISoz · Dr. Joachim Bergmann, Wiss. Ass., ISoz · Dipl.-Handelslehrer Heinz Berzau, Wiss. Ass., FUB · Peter Birke, Wiss. Hilfsass., ISoz · Prof. Ernst Bloch · Walter Boehlich, Schriftsteller · Heinrich Böll · Reinhard Brettel, Wiss. Hilfsass., IBIophysik, Berlin · Klaus ten Brink, Dipl.-Sportlehrer, I. Leibesübungen, Frankfurt · Prof. Tobias Brocher, Sigmund-Freud-I., Frankfurt · Dipl.-Soz. Jürgen Brockmann, ISoz · Peter Brühn, Wiss. MArb., Osteuropa-I., FUB · Dr. Eberhard Buber, Wiss. MArb., Soz. Sem., Göttingen · Peter Conradi, Oberass., TH Stuttgart · Dr. Niels Diederich, Dipl.-Volksw., Wiss. Ass. I. Pol. Wiss., FUB · Peter O. Chotjewitz, Schriftsteller · Heinz von Cramer, Schriftsteller · Dipl.-Landwirt Eberhard Dähne, Wiss. Ass., U Marburg · Dr. med. Klaus Dörner, Berlin · Dr. med. H. Dörr, Bad Kreuznach · Dr. Hans Peter Dreitzel, Wiss. Ass., Soz. S., Göttingen · Wolfgang Ebert, Journalist · Dr. Wolfgang Edelstein, IB · Hans Magnus Enzensberger · Justizreferendar Walter Euchner, Wiss. Ass., Sem. Wiss. v. d. Pol., Frankfurt · Hubert Fichte, Schriftsteller · Prof. Dr. Ossip K. Flechtheim, OSI · Annette Fögen, Wiss. Hilfsass., ISoz · Dr. Klaus Frank, Oberass. Sigmund-Freud-I., Frankfurt ·

Dipl.-Soz. Michaela von Freyhold, Wiss. Ass., ISoz · Erich Fried, Schriftsteller · Dipl.-Kaufmann Jochen Geiger, Wiss. Ass., FUB · Walter Gerhardt, Wiss. Hilfsass., PhS., FUB · Prof. Dr. Dr. Hans-Georg Geyer, KiHo Wuppertal · Prof. D. Helmut Gollwitzer, FUB · Dr. jur. Gerhard Grohs, Dipl.-Soz., Dozent · Prof. Dr. Karl Heinz Haag, PhS., Frankfurt · Prof. Dr. Jürgen Habermas, PhS., Frankfurt · Dipl.-Pol. Dietrich Haensch, Lehrbeauftragt. OSI · Prof. Dr. Eduard Hapke, Lüneburg · Margarete Haug, Psychotherapeutin, Eßlingen · Prof. Dr. Gustav Heckmann, Hannover · Peter Heilmann, Wiss. MARb., I. Publizistik, FUB · Dipl.-Pol. Hans-Peter Hempel, Wiss. Ass., TUB · Dipl.-Soz. Sebastian Herkommer, Wiss. Ass., ISoz · Dipl.-Soz. Ulfert Herlyn, Forschungs-Ass., Soz. S., Göttingen · Prof. Heinz-Joachim Heydorn · Wolfgang Hildesheimer · Gerd Hirschauer, Schriftsteller · Rolf Hochhuth · Dipl.-Soz. Inge Hofmann, Wiss. Ass. ISoz · Dipl.-Soz. Imme Horn, Wiss. Ass., Sem. Päd. Soz., HfE · Dipl.-Soz. Klaus Horn, Wiss. Ass., Sigmund-Freud-I., Frankfurt · Dipl.-Volksw. Jörg Huffschmidt, Wiss. Ass., FUB · Dr. Herbert Hübner, IB · Dipl.-Kaufm. Bernd Jansen, FUB · Dipl.-Soz. Michael Jenne, Wiss. MARb. IB · Prof. Dr. Walter Jens, Tübingen · Dipl.-Psych. Gisela John, Wiss. Ass., Sigmund-Freud-I., Frankfurt · Uwe Johnson · Robert Jungk · Pfarrer Kainitz, Berlin · Diethard Kars, Wiss. MARb., Soz. S., Göttingen · Erich Kästner · Dipl.-Psych. Helmut Kentler, Dozent, PH · Dipl.-Soz. Horst Kern, Forschungsass., Soz. S., Göttingen · Dipl.-Ing. Manfred Kiemle, TU · Prof. Georg Kinzer, HBildende Künste, Berlin · Dr. Klaus Peter Kisker, Wiss. Ass., I. Volksw., FUB · Dr. Rolf Klüwer, Wiss. Ass., Sigmund-Freud-I., Frankfurt · Claus Koch, Redakteur, Frankfurt/Main · Dipl.-Biol. Werner Kourist, Berlin · Ernst Kreuder, Schriftsteller · Dipl.-Soz. Werner Kriesel, Wiss. Ass., ISoz · Dr. Ekkehard Krippendorff, FUB · Eckart Kroneberg, Schriftsteller · Horst Krüger, Schriftsteller · Friedrich Krüger, Wiss. Hilfskraft, I. Leibesübungen, Frankfurt · Siegfried Kupper, Wiss. Hilfsass., OSI · Prof. Dr. Michael Landmann, PhS, FUB · Ernst Lange, Pfarrer, Berlin · Hartmut Lange, Schriftsteller · Lutz Lehmann, Schriftsteller · Dr. Wolfgang Lempert, I. B. · Dr. rer. pol., Dipl.-Volksw. Günter Lepold, Oberursel · Reinhard Lettau, Schriftsteller · Margarete Levin, Bonn · Dipl.-Psych. Werner Levin, Bonn · Dr. Gunter Ludwig, Stud.-Rat im Hochsch.-Dienst, Päd. S., Frankfurt · Dr. Burkart Lutz, Dir. ISF · Dr. Eugen Mahler, Oberass., Sigmund-Freud-I., Frankfurt · Dr. Siegfried Mann, Wiss. Ass., Soz. S., Göttingen · T. W. Mason, Univ. of York, England · Christoph Meckel, Schriftsteller · Christl Merz, Wiss. Hilfskraft, Soz. S., Göttingen · Thomas Metscher, Lektor, Univ. of Belfast · Dipl.-Kaufm. Ernst Theodor Mohl, Wiss. Ass., ISoz · Prof. Dr. Klaus Mollenhauer, PH · Prof. Dr. C. Wolfgang Müller, PH · Dr. Wolfgang Müller, Stuttgart · Brigitte Müller-Bilitza, PH · Urs Müller-Plantenberg, Wiss. MARb., IB · Dr. Oskar Negt, Wiss. Ass., PhS, Frankfurt · Dr. Gerhard J. Neumann, Regensburg · Robert Neumann · Wolfgang Neuß · Hans Erich Nossack · Dipl.-Soz. Claus Offe, Wiss. Ass., PhS, Frankfurt · Martin Osterhand, Wiss. MARb., Soz. S., Göttingen · Dr. Hans Oswald, Wiss. Ass., Freiburg · Dipl.-Soz. Helga Pauck, IB · Albert Pflüger, Wiss. MARb., Soz. S., Göttingen · Hermann Peter Piwitt, Schriftsteller · Harry Proß · Fritz J. Raddatz, Schriftsteller · Xenia Rajewski, Wiss. Hilfsass., ISoz · Adalbert Rang, Wiss. Ass., Päd. S., Frankfurt · Dr. Roland Reichwein, IB · Dr. Irene von Reitzenstein, Wiss. Ass., FUB · Dipl.-Volksw. Manfred Rexin · Prof. Dr. Helmut Ridder, Bonn · Klaus-Joachim Riebel, Wiss. Hilfskraft, I. Leibesübungen, Frankfurt · Dr. Inge Richter, IB · Bero Rigauer, Wiss. Hilfskraft, I. Leibesübungen, Frankfurt · Klaus Roehler, Schriftsteller · Dipl.-Psych. Dr. L. Rohr, Mainz · Eleonore Rom-

berg, Wiss. MARb., ISoz · Dr. med. Lutz Rosenkötter, Sigmund-Freud-I., Frankfurt · Dr. H. Röttges, Wiss. Ass., PhS, Frankfurt · Peter Rühmkorf · Tobias Rülcker, Stud.-Rat im Hochsch.-Dienst, Päd. S., Frankfurt · Horst Scarbath, Wiss. Ass., Päd. S., Frankfurt · Dipl.-Soz. Peter Schafmeister, Wiss. Ass., ISoz · Gert Schäfer, Wiss. Ass., S. Wiss. Pol., Frankfurt · Paul Schallück · Dipl.-Soz. Anne Scheuch, Wiss. Ass., ISoz, Freiburg · Dr. Alfred Schmidt, Wiss. Ass., PhS, Frankfurt · Gert Schmidt, Wiss. Hilfskraft, ISF · Martin Schmidt M. A. · Dipl.-Soz. Regina Schmidt, Wiss. Ass., ISoz · Dipl.-Sozialw. Ingrid Schmiederer, Wiss. Ass., HE · Dipl. Sozialw. Rolf Schmiederer, Kustos, Inst. Wiss. Pol., Marburg · Dr. H. D. Schmidt, Wiss. Ass., Bonn · Ursula Schmiederer, Wiss. Ass., Marburg · Ernst Schnabel, Schriftsteller · Herbert Schnädelbach, Wiss. Hilfsass., PhS, Frankfurt · Wolfdietrich Schnurre · Dipl.-Soz. Michael Schumann, Forschungsass. Soz. S., Göttingen · Prof. Dr. H. H. Schrey, PH Heidelberg · Prof. Dr. Wolfgang Schweitzer, Bethel · Wolfgang Schwierzik, Regieass., Berlin · Constans Seyfahrt, Wiss. MARb., ISF · Christian Sigrist, Wiss. Ass., I. Soz., Freiburg · Dr. Dorothea Sölle, Stud.-Rätin im Hochsch.-Dienst, German. I., Köln · Dipl.-Soz. Ingrid N. Sommerkorn, IB · Gunther Soukup, Hochschulass., Berlin · Gerd Spittler, Wiss. Ass., I. Soz., Freiburg · Dipl.-Volksw. Karl-Heinz Stanzick, Wiss. Ass., I. Konzentrationsfg., FUB · Jakob Steil, Psychol., Stuttgart · Dr. Margarete Steinhauer, Wiss. MARb., I. Sozialfg., Marburg · Dr. Kurt Stuckenschmidt, Akad. Rat, Päd. S., Frankfurt · Dr. Manfred Teschner, Wiss. Ass., ISoz · Jutta Thomae, Wiss. Ass., ISoz · Dr. Konrad Thomas, Wiss. Ass., Soz. S., Göttingen · Dr. Wilke Thomsen, Wiss. Ass., ISoz · Dr. Rolf Tiedemann, Wiss. Ass., FUB · Dipl.-Soz. K. H. Tjaden, Wiss. Ass., Soz. S., Marburg · Gösta von Uexküll, Schriftsteller · Siegfried Unseld, Schriftsteller · Prof. Horst Vogel, Sigmund-Freud-I., Frankfurt · Klaus Wagenbach, Schriftsteller · Martin Walser · Prof. Dr. Wilhelm Weischedel, FUB · Peter Weiß · Walter Weller, Wiss. MARb., IB · Dipl.-Soz. Reinhard Welteke, Wiss. Ass., Marburg · Gernot Wersig, Wiss. MARb., I. Publizistik, Berlin · Wolfgang Weyrauch · Günter Zimmermann, Wiss. MARb., ISF.

Nach Redaktionsschluß kamen hinzu:

Dr. Reinhard Brandt, Ass. PhS., Marburg · Dr. Hildegard Brenner · Peter Conradi, Oberass., Hochschulplanung, TH Stuttgart · Ivo Frenzel · Dr. Immanuel Geiss · Prof. Dr. Hartmut v. Hentig, Göttingen · Annelise Philippen, Germ. I., Köln · Dr. Jürgen Ritsert, Dipl.-Soz., Soz. I., FUB · Joachim Roering, Redakteur NDR · Marcus Scholz, Redakteur NDR · Burkhard Tuschling, Stud.-Ass. i. H., PhS, Marburg · Dr. Helen Tuschling, Lektorin, Engl. S. Marburg.

Bisher haben über 1 400 Studenten der Freien Universität Berlin die Erklärung unterzeichnet.

Es bedeuten:

FUB Freie Universität Berlin
 TU Technische Universität Berlin
 PH Pädagogische Hochschule Berlin
 IB Institut für Bildungsforschung, Berlin
 ISF Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung, München
 ISoz Institut für Sozialforschung, Frankfurt am Main
 OSI Otto-Suhr-Institut an der Freien Universität Berlin
 PhS Philosophisches Seminar

Besprechungen

I. Philosophie

Sturmfels, Wilhelm: Grundprobleme der Ästhetik.
Reinhardt Verlag, München u. Basel 1963 (131 S., Ln., 14,80 DM).

Wer sich heutzutage über Grundprobleme der Ästhetik äußern will, wird vor allem darzulegen haben, wie das Verhältnis der Kunst zur Wirklichkeit zu bestimmen sei. Diesem Anspruch kommt das vorliegende Buch in wünschenswerter Breite und Eindeutigkeit nach. Daß Kunst Nachahmung sei und gar Nachahmung der Natur, bestreitet der Verf. Andererseits hält er aber auch eine Abkehr von der Natur, wie sie die „Abstrakten“ fordern, für unmöglich (53). Nur gehe es in der Kunst eben nicht um die Natur als solche, vielmehr sehe der Künstler, z. B. die abzubildende Landschaft immer schon als eine den Menschen umgebende an, die Natur werde also menschlich gesehen, und es sei der Mensch selbst, der sich in der Natur wiederfinde (63 f). Nach Sturmfels ist es daher — in direktem Gegensatz zu Heidegger — auch nicht die „Wesenswahrheit der Schuhe“, die in dem Bild van Goghs von den Bauernschuhen den Betrachter fesselt, sondern das „eigentliche Menschliche“ (51). Dieses wird ausdrücklich abgesetzt gegen die „ganze menschliche Wirklichkeit“, die zwar auch im Kunstwerk erscheint, aber nur als „Stoff“ (36). Eigentlich menschlich ist dagegen allein die „innere Welt“ des Menschen, sein „Selbstgefühl“, wodurch er zu einem Individuum wird, das sich von allen andern seinesgleichen unverwechselbar unterscheidet (31 ff.). Die Kunst also, indem sie das eigentlich Menschliche zum Ausdruck bringt, versichert dem Menschen „die Gewißheit seines Selbst im Gefühl und bringt dadurch das Individuum in aller seiner Zufälligkeit zur eigentlichen Anerkennung“ (37). Die Nachahmung der Natur ist nur objektives Vehikel für die Subjektivität des Künstlers; dessen individuelle Seele, die sich nicht zur Welt, sondern nur zu sich selbst zu verhalten hat, wird allein als das Eigentliche angesehen (60). Die Wahrheit der Kunst ist die „innere Wahrheit des künstlerischen Selbst“ (51). Als Ausdruck eines Gefühls, des Selbstgefühls nämlich, das sich in der Kunst zum „Urgefühl des Individuums“ wandelt (36), erschließt die Kunst sich auch nur dem Gefühl; der Verstand, der dem Gefühl strikt entgegengesetzt wird, hat mit ihr nichts zu schaffen (9). Die das Fühlen bewegende Kraft ist die Liebe, eine irrationale Grundkraft des Menschen, in die die zweite Grundkraft, der Geist, ihre Gestaltungen hineinbildet (29). Zuweilen bestimmt der Verf. die Kunst freilich nicht nur als den Anwalt der ungeschichtlichen, wenngleich mit „Geschichtlichkeit“ behafteten Individualität,

sondern außerdem auch als das Gleichnis des Ewigen im Menschen, womit gemeint ist eine Art „Urgefühl des Menschlichen“ (46), das er für eine zwar in der Geschichte wirksame, an sich aber „übergeschichtliche Kraft“ hält (12). Das abstrakt Allgemeine steht somit hart neben dem abstrakt Einzelnen, die dialektische Verbindung beider in der Kategorie des Besonderen, durch die erst die konkrete Wirklichkeit begriffen werden könnte, suchen wir in dieser Darlegung vergebens. Freilich, es geht nach Sturmfels in der Kunst auch gar nicht um die Wirklichkeit, sondern um das „eigentlich Menschliche“. Eine Kunst, die von der Wirklichkeit des Menschen, von seinem gesellschaftlich-historischen Wesen absieht, die das Wirkliche nur noch als Stoff duldet, ist aber im wahrsten Sinne des Wortes „abstrakt“, und sie wird auch dadurch nicht konkret, daß man ihr eine „Realität besonderer Art“ zuspricht (37). Was die „Abstrakten“, von denen Sturmfels sich doch ausdrücklich distanziert, nur für eine bestimmte Kunstrichtung in Anspruch nehmen, das erhält in dieser Theorie sogar prinzipielle Gültigkeit: Die Kunst hat nicht die Aufgabe, Wirklichkeit abzubilden (19), das ästhetische Bewußtsein ist deshalb auch nicht gegenstandsbezogen, vielmehr bildet es sich in der Rückbezogenheit des „Gemüts“ auf sich selber (43). Von der Gegenständlichkeit der Kunst bleibt so nur eine „mit der Vorstellung des Gegenstandes verbundene Gestimmtheit“ übrig (49). — Zur heilsamen Ergänzung der Lektüre dieses im übrigen stark an der Kantschen Ästhetik orientierten Buches sei dem Leser ein Blick in die Poetik des Aristoteles empfohlen, in der die Kunst als Mimesis nicht bloß der „inneren Welt“, sondern der „Praxis“ des Menschen verstanden und dargetan ist.

Friedrich Tomberg (Karlsruhe)

II. Soziologie

Behrendt, Richard: *Dynamische Gesellschaft. Über die Gestaltbarkeit der Zukunft.* Scherz Verlag, Bern und Stuttgart 1963 (176 S., Papp., 9,80 DM).

Die Bedenken, die heute gegenüber der allzu häufigen Verwendung des Wortes dynamisch am Platze sind, lassen sich auch nicht restlos durch eine wissenschaftliche Fassung des Begriffs zerstreuen. Zumindest bleibt auch hier wie in der ubiquitären Wendung der qualitätslos-abstrakte Charakter des „Dynamischen“, die ungerichtete Veränderung als solche problematisch. In Behrendts Definition ist dies unverkennbar; „Dynamik bezeichnet eine gesellschaftliche Lebensform, in der kulturelles Wachstum vorherrscht; ein merkbarer Wandel der Wertordnungen, der Denk- und Verhaltensweisen, der technischen Ausrüstung, der Produktions- und Organisationsmethoden“ (15). Ebenso abstrakt und praktisch ohne Erkenntniswert ist dann die Mitteilung, daß „gesellschaftlich-kultureller Wandel... dem menschlichen Wesen als solchem eigen ist“ (14). Dynamik und Statik sind Formen der „Lebensorientierung“, deren Richtung und Auswirkung „positiv oder negativ bewertet werden können“. „Entwick-

lung“ und „Fortschritt“ implizieren schon begrifflich eine „Bewertung“ bzw. ein „handelndes Eingreifen“, sie sind gegenüber den wissenschaftlichen Größen „Wandel, Wachstum, Dynamik und Statik“ subjektiv. Gleichwohl besteht die Notwendigkeit, „Dynamik“ als Mittel vernünftiger Zwecke zu „bewerten“, soll sie nicht blind und unter Umständen chaotisch sich auswirken. Die Lösung des Problems der Ordnung von Dynamik — als Aufgabe der Soziologie — beginnt sich nach Behrendt allerdings schon in der Form zweier „Errungenschaften“ abzuzeichnen: „das produktive System der Schaffung und Verteilung von Wohlstand“ und „Gesellschaftstechniken für die Austragung von Konflikten“ (70).

Es ist freilich unvermeidbar, daß gesellschaftliche Dynamik sich mit einer gewissen Einseitigkeit, z. B. nur im technischen Bereich entwickelt. Der sich daraus ergebende „disharmonische Kulturwandel“ wird aber nur funktionalistisch als „cultural lag“ gedeutet; das Zusammengehen fortgeschrittener Technik mit atavistischen sozialen „Leitideen“ gilt bloß positivistisch als Signum der Gegenwart. Dennoch ist festzuhalten, daß bei Behrendt das bloße Konstatieren „disharmonischen Kulturwandels“ nicht die schonungslose Entlarvung konservativer Sozialkritik ausschließt, die als Nivellierung, Vermasung und Materialismus vorschnell alle diejenigen Veränderungen denunziert, die dem Liberalen Behrendt als Auflösung statischer Gesellschaft erst den Anfang des „Bereichs menschlicher Möglichkeiten“ eröffnen (158). „Bildung“, „Experiment“ und „Planung“ werden auf dieser Grundlage zu Elementen einer engagierten Soziologie, die als „reine“ sich zuvor der Blindheit gesellschaftlicher Dynamik versichert hatte.

Dieter Hirschfeld (Berlin)

v. Friedeburg, Ludwig (Hrsg.): *Jugend in der modernen Gesellschaft*. Neue wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 5. Kiepenheuer & Witsch, Köln u. Berlin (West) 1965 (564 S., kart., 19,80 DM).

Der von v. Friedeburg herausgegebene und eingeleitete Sammelband gibt einen instruktiven Überblick über Geschichte und gegenwärtige Positionen soziologischer Jugendforschung. Wichtige Erörterungen zum Generationenproblem und zur Frage nach einer eigenständigen Jugendwelt werden zur Diskussion gestellt. Arbeiten über die entwicklungspsychologischen Aspekte, die Teilhaberschaft von Elternhaus, Schule, Studium, Betrieb und Freizeit am Sozialisierungsprozeß finden Berücksichtigung; u. a. sind K. Mannheim, S. N. Eisenstadt, F. Elkin, H. Schelsky, T. Parsons, E. H. Erikson, A. Mitscherlich, G. Bamert, F. Edding, H. Popitz, D. Riesman, J. Habermas, C. W. Müller mit Beiträgen vertreten. v. Friedeburg hat diesen Studienband so kenntnisreich zusammengestellt, daß seine Leser nach der Lektüre sehr wohl fähig sein können, Informationen über Jugendleben in der modernen Gesellschaft nicht nur zu speichern, sondern auch so zu ordnen, daß sie sich anläßlich der Suchbewegung, die wir Bildung nennen, nicht in einem bloßen Datendickicht verirren.

Wilfried Gottschalch (Berlin)

Mead, Margaret: *Leben in der Südsee. Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften.* Szczesny-Verlag, München 1965 (690 S., Ln., 58,— DM).

Der Band „Leben in der Südsee“ vereint die drei Bücher „Kindheit und Jugend in Samoa“, „Kindheit und Jugend in Neuguinea“ und „Geschlecht und Temperament in drei primitiven Gesellschaften“. Mit Notizbuch und Bleistift beobachtete Margaret Mead die Menschen vor dem Hintergrund ihrer Kultur. Dabei versuchte sie, die Grundformen der von ihr zum Forschungsobjekt gewählten primitiven Gesellschaften aus der Sicht ihrer jungen Mitglieder zu sehen. Sie berichtet: „In Samoa konzentrierte ich mich auf das heranwachsende junge Mädchen; ich fand jedoch das Studium der vor der Pubertät stehenden Altersgruppe, die ich in Samoa bloß als Ausgangspunkt benutzt hatte, so wichtig für das Verständnis der charakterlichen Entwicklung innerhalb der Kultur, daß ich mich bei meiner nächsten Untersuchung — bei den Manus auf den Admiralitätsinseln von Neuguinea — der frühen Kindheit zuwandte und von dort aus die Entwicklung in das Stadium der Pubertät verfolgte. Bei meiner dritten Forschungsreise konzentrierte ich mich schließlich auf die Behandlung der kleinsten Kinder und ihre Auswirkung auf den Charakter der Erwachsenen“ (IX).

Angesichts der Tatsache, daß „das für gewöhnlich den Frauen zugeschriebene Naturell — Passivität, Zartgefühl, Mütterlichkeit — in einem Stamm ohne weiteres als Muster männlichen Verhaltens, in einem anderen als für Mann und Frau in gleichem Maße unzulässig gelten können, besteht überhaupt kein Grund mehr, derartige Verhaltensweisen für geschlechtbedingt zu halten. Diese Schlußfolgerung ist noch zwingender, wenn wir die Umkehrung betrachten, die sich bei den Tschambuli in der Herrschaft des einen Geschlechts über das andere vollzogen hat — und zwar trotz der formal patrilinearen Institutionen“ (533 f.).

Im Hinblick auf die Verhältnisse in unserer Gesellschaft schreibt Margaret Mead: „Eine Gesellschaft, die ihre Persönlichkeitstypen nach dem Geschlecht bestimmt und sich darauf festgelegt hat, daß jeder Charakterzug — Liebe zu Kindern, Kunstinteresse, Mut, Streitsucht, Kontaktarmut, Passivität in sexueller Beziehung und hundert andere — unveräußerlich mit der Geschlechtszugehörigkeit verbunden ist, bereitet gefährlichen Anpassungsmängeln den Weg. Wo eine solche Zweiteilung nicht existiert, kann ein Mann zwar durchaus von der Sinnlosigkeit des Lebens überzeugt sein, trotzdem aber heiraten und Kinder großziehen und in dieser bejahenden Teilnahme in einer von der Gesellschaft anerkannten Form vielleicht eine echte Beschwichtigung seines Unbehagens finden. Da ist es ebenso möglich, daß eine Frau ihr Leben lang Wunschträumen von einer Welt nachhängt, in der es anstelle der sie umgebenden gemeinen Krämermoral Würde und Stolz gibt, und sie ihren Mann doch mit zufriedenerm Lächeln begrüßt und ihre Kinder in schwerer Krankheit pflegt. Da kann der abweichende Typ sein Gefühl des Verlorenseins in Malerei, Musik oder revolutionäre Aktivität umsetzen, in seinem per-

sönlichen Leben, in seinen Beziehungen zum eigenen und zum anderen Geschlecht aber völlig gesund und normal sein. Die Zweiteilung hingegen, die bei den Tschambuli wie auch in der amerikanischen und europäischen Gesellschaft herrscht, schreibt Männern und Frauen unterschiedliche Charaktereigenschaften zu und belastet den Außen-seiter auch noch mit dem Bewußtsein einer vom Standardtyp abweichenden psychophysischen Gesamtverfassung“ (542).

Wer sich für die Zusammenhänge zwischen Sexualität und Herrschaft und deren gesellschaftliche Determinanten interessiert, wer Sozialforschung als einen ständigen Kampf gegen Vorurteile betreibt, wird bei Margaret Mead aufschlußreiche Argumente finden.

Wilfried Gottschalch (Berlin)

v. Studnitz, Hans-Georg: Glanz und keine Gloria. Reise durch die Wohlstandsgesellschaft. Seewald Verlag, Stuttgart 1965 (228 S., Ln., 16,80 DM).

v. Studnitz, vielerfahrener Mitarbeiter von „Christ und Welt“ und „Welt am Sonntag“ reist durch die bundesdeutsche Wohlstandsgesellschaft. Restauration alter Gloria konnte er nicht entdecken — bloß neuen Glanz. Er bedauert dies in der Art konservativer Kritik: Die Intellektuellen sind nutzlos und schuld am Bildungsnotstand und das Militär wird von der Öffentlichkeit unfair behandelt; anständige Diener sterben aus und die Beseitigung der Logen entseelte das Theater; die Spesenregelung gefährdet den Staatshaushalt und Aufklärung ist die Zulassung der Fremdenverkehrsindustrie zu Hitlers Berghof. Über den Umgang mit Friseuren, Cocktailpartys, Kleidung, Zoll und Bayreuth weiß er zu belehren wie James Bond, der einen schlechtverschnittenen 30jährigen Whisky noch stets von einem gut gebrannten zu unterscheiden vermag. V. Studnitz' launige Kritik an niveaulosem Glanz wächst sich letztlich zu dessen handfester Empfehlung aus.

Rainer Langhans (Berlin)

Le Corbusier: Ausblick auf eine Architektur (Vers une Architecture). Bauwelt Fundamente Bd. 2. Ullstein Verlag, Berlin (West) und Wien 1963 (216 S., kart., 10,80 DM).

ders.: Feststellungen (Précisions sur un Etat présent de l'Architecture et de l'Urbanisme). Bauwelt Fundamente Bd. 12. Ullstein Verlag, Berlin (West) und Wien 1964 (248 S., kart., 14,80 DM).

ders.: An die Studenten. Die ‚Charte d'Athènes‘. rde Bd. 141. Rowohlt Verlag, Reinbeck bei Hamburg 1962 (150 S., kart., 2,80 DM).

„Baukunst oder Revolution. Die Revolution läßt sich vermeiden“ (Ausblick, 215). Dies ist das Fazit des ersten Buches von Le Corbusier (1922), das ihn berühmt machte. Le Corbusier versucht mit den Mitteln moderner Bautechnik (Stahl-Beton-Konstruktionen) zu vollenden, was seit E. Howards denkwürdigem Buch (To-morrow — A Peaceful Path to Social Reform, London 1898, dt.: Gartenstädte in Sicht, Jena 1907) zu den Grundsätzen des Städtebaus gehört: soziale Span-

nungen durch sozialen Wohnungsbau zu beheben. War dies Problem bei Howard technisch noch so unvollkommen gelöst, daß die Zustände in den Großstädten nicht beeinflußt werden konnten, so versucht Le Corbusier es radikaler, indem er durch Umbau (oder Neubau) der Großstädte deren Lebensformen zu zerstören versucht. Die alte Großstadtfeindschaft, vom feudalen Adel gegenüber dem städtischen Bürgertum und vom saturierten Bürgertum gegenüber dem großstädtischen Proletariat tradiert, bildet den harten Untergrund, auf dem sich Le Corbusiers Vorstellungen von ‚Urbanisme‘ erheben.

Die „Leitsätze“ zu dem „Ausblick auf eine Architektur“ geben bereits wesentliche Aufschlüsse über die Denkweise und Methode Le Corbusiers. Auffällig ist die befehlende Sprache, die sich dauernd so gebärdet, als habe sie nur Grundsätzliches zu verkünden. Solche Sätze stehen als isolierte Zeilen. Die Sprachgeste ist nicht nur herrisch, sondern will gleichzeitig mitreißend wirken und überzeugen. Abweichende Erfahrungen sollen im künstlich erzeugten Rausch derartiger Sprachgesänge übertäubt werden. Verzichtet wird auf vermittelnde Kategorien, die vielleicht den Zusammenhang zwischen Herrschaft und repräsentativem Bauen oder Betriebsgemeinschaft und Arbeiterkleinsiedlungen aufzeigten.

Freilich kann man nicht ohne weiteres von einem Ingenieur verlangen, solche Zusammenhänge, die nur auf Grund eines stimmigen Bildes vom Zusammenwirken gesellschaftlicher Kräfte zu verstehen sind, zu sehen. Die Unfähigkeit der Gesellschaft, die ihre Probleme nur partiell rational lösen kann, wirkt sich gerade beim Städtebau verheerend aus. Ein fähiger Ingenieur scheint einen großen Teil seiner Intelligenz einzubüßen, wenn er über Dinge urteilt, die nicht genau unter seine fachliche Ausbildung fallen. Städtebau nur als technische Konstruktion ohne soziologische Kenntnisse betreiben zu wollen, wird Unsinn. An Le Corbusiers Definition von „Baukunst“ (darunter versteht er zunächst Städtebau) wird dies deutlich: „Baukunst heißt mit rohen Stoffen Beziehungen herstellen, die uns anrühren, Baukunst steht jenseits von Nützlichkeitsfragen. Baukunst ist eine Frage des Gestaltens. Geist der Ordnung, Einheit des Gestaltungswillens. Sinn für Zusammenhänge; die Baukunst schaltet mit Größen. Aus trägen Steinen baut die Leidenschaft ein Drama“ (Ausblick, 23). — Weniger abstrakt, sondern inhaltlicher und damit greifbarer, äußert sich Le Corbusier in seinen „Feststellungen“ (1929). Sie umfassen zehn Vorträge, die er für eine Reise nach Südamerika ausgearbeitet hatte. Er sollte dort im Auftrag mehrerer Regierungen städtebauliche Pläne entwerfen u. a. für Sao Paulo, Rio de Janeiro, Buenos Aires, Bogotá. Die „Feststellungen“ liefern die Gebrauchsanweisungen für das Leben in diesen neuen Städten. Großstädte in ihrer jetzigen Gestalt verabscheut Le Corbusier. Das sind „Ungeheuer“ oder „Tentakelstädte, die Krebsgeschwüre unserer Ansiedlungen“ (Feststellungen, 8). Wohl ahnt er, daß Großstädte der Ausdruck großer gesellschaftlicher Umwälzungen sind; doch begreift er nicht den eigentlichen Grund dieser Veränderungen, die Ausbreitung kapitalistischer Produktionsweisen, sondern nimmt nur die augenfälligsten Ergeb-

nisse dieses Prozesses wahr. Er nennt die neue Zeit das „Maschinenzeitalter“. Gemäß seiner eigenen gesellschaftlichen Position hält er die „wissenschaftlichen Eroberungen“, in letzter Instanz „den Ingenieur“ für den Urheber des Maschinenzeitalters (Feststellungen, 42). Bestenfalls sei es der „rücksichtslosen Brutalität einiger (!) Privatinteressen“ zu verdanken, daß die Städte unmenschlich geworden sind (Charta, 116). Dagegen hülfe „starke administrative Verantwortlichkeit“ (Charta, 117) und die Unterordnung des Privatinteresses unter das der Gemeinschaft (Charta, 130), wobei diese Gemeinschaft beileibe nicht identisch mit Planung nach gesellschaftlichen Bedürfnissen ist, sondern eher die Steigerung des Prinzips der Wertschöpfung um der Wertschöpfung willen bedeutet (Feststellungen, 172). Le Corbusier erkennt nicht den Zusammenhang von Wirtschaftsweise und technischem Fortschritt, vielmehr verselbständigt sich bei ihm „die Technik“ in Gestalt des Ingenieurs zu etwas Schöpferischem an sich, das keiner weiteren Ableitung bedarf. Diese Verkürzung der Perspektive des Gesellschaftlichen führt zu einer eigentümlichen Überbewertung und Ideologisierung von Architektur. Le Corbusier ist ehrlich davon überzeugt, daß man die Welt allein dadurch verändern könne, indem man anders baut, d. h. indem man einer veränderungsbedürftigen Gesellschaft ein neues Kleid anzieht, anstatt eine neue Gesellschaft zu bauen. Zwar hält Le Corbusier „Soziologie, Ökonomie, Politik“ für „wichtige Grundlagen des Städtebaus“ (Feststellungen, 41); diese Begriffe bleiben jedoch inhaltlos. Ästhetische Kategorien und unreflektierte private Anschauungen verschaffen sich dann umso leichter Eingang in eine Theorie des Städtebaus, die mit nichts weniger als dem Anspruch auftritt, sämtliche Probleme der Zeit zu lösen. Beim genaueren Zusehen erweist sich diese Theorie als die Aufbesserung einer alten Idee mit technischen Mitteln. Das Problem, die „Unterbringung der Massen, die das Maschinenzeitalter in den großen Städten zusammengedrängt hat“ (Feststellungen, 87) zu bewerkstelligen, ohne dabei auf die Wünsche dieser Massen einzugehen, sondern deren Wünsche im Sinne besserer Verwaltung umzubiegen, war von dem Erfinder der Gartenstädte nicht gelöst worden. Die „Massen“ blieben weiter in der Großstadt wohnen, anstatt sich in ländlichen Genossenschafts- und Gemeinschaftseinrichtungen zähmen zu lassen. Immerhin hatte die Idee der Gartenstadt eine bemerkenswerte Fixierung zustande gebracht: großstadtfeindliche, naturschwärmerische Impulse auf die politisch heilsame Wirkung vom „Grün“ hinzulenken. Nicht allein Gottfried Feder wollte, daß das Volk im Grünen wohne, auch Le Corbusiers Ideal ist die „Grüne Stadt“ (Feststellungen, 241). „... die Steinhäufen werden danach streben, grüne Städte zu werden. Im Gegensatz zu dem, was sich in den Gartenstädten abspielt, werden die Grünflächen nicht in kleine Parzellen zum Privatgebrauch aufgeteilt werden, sondern der Förderung der verschiedenen gemeinschaftlichen Tätigkeitsbereiche gewidmet sein, die eine Erweiterung der Wohnung sind.“ (Charta, 92). Das Schema für diese Art von Städten legte Le Corbusier in Zusammenarbeit mit gleichgesinnten Architekten in der „Charta von Athen“

(1933) fest. Ihre wesentlichsten Elemente sind: „Ordnungslosigkeit“ zugunsten von Planung abschaffen (Charta, 83), im Hochhausstil bauen, um möglichst viel freie Fläche für Sonne, Raum und Grünanlagen zu gewinnen (Feststellungen, 144: „bebaute Fläche 5% — verfügbare freie Fläche 95%“), „anmutige Auflockerung“ erstreben (Charta, 77), das Verkehrsnetz nach seinen unterschiedlichen Funktionen zergliedern, sowie die verschiedenen städtischen Funktionen durch Grünanlagen sichtbar von einander trennen (Charta, 100, 102 ff.). Nicht zuletzt: Abschaffung von Straßen als Aufenthalt für Menschen. Es kommt Le Corbusier darauf an:

... „einen Gegenwert zu finden zur erschöpfenden Arbeit der Woche, den Ruhetag wirklich belebend zu machen für die physische und moralische (!) Gesundheit, die Bevölkerung nicht mehr den Bedrohungen der Straße zu überlassen“ (Charta, 95).

Dieses rigorose Programm beruft sich darauf, daß es gänzlich auf menschliche Bedürfnisse zugeschnitten oder doch irgendwie gut für die vom Städtebau betroffenen Menschen sei. „Glück, tägliche Freude und Harmonie“ (Feststellungen, 7) will Le Corbusier den Menschen bescheren. „Alle Größenbestimmungen im Plan der Stadt müssen den Menschen zum Maßstab haben“ (Charta, 118). Was jedoch des Menschen Maße seien, bestimmt Le Corbusier selbst. Es sind nicht mehr als vier Standard-Funktionen: „wohnen, arbeiten, sich erholen (in der Freizeit), sich bewegen“ (Charta, 118), die die Standard-Maße diktieren. Le Corbusier legt sie bis auf den Quadratmeter verfügbaren Wohnraumes fest (z. B. ist das „menschliche Maß“ für das WC 1 qm, für den ‚Salon‘ dagegen 12 q.m). Essen und schlafen werden unter die Kategorie wohnen subsumiert. Das „sich erholen“ deutet unmißverständlich auf Sport (Feststellungen, 101). Sollten die Menschen noch andere Bedürfnisse haben außer dem, in bester Gesundheit für den Arbeitsprozeß verfügbar zu sein, so hängen sie eben an Traditionen, die noch abgeschafft werden müssen (Feststellungen, 43). Für den Städtebauer, der nur an der optimalen Lösung technischer Probleme interessiert ist, sind Menschen nichts weiter als Partikel in Planspielen über Verkehrsregelungen: „das gelbe Pulver“ oder Objekte, die einen „Zweitaktrhythmus verursachen“ (durch das Hin- und Herpendeln zwischen Arbeitsplatz und Wohnung (Feststellungen, 142). In diesem Bild steckt mehr Wahrheit über die Rolle ‚des Menschen‘ als in dem Gefasel über die Würde, die es für ihn zu wahren gilt. Solcher Humanismus entpuppt sich in der Probe aufs Detail als die unvermeidliche human-relations-Beigabe, ohne die man heute in der Manipulation menschlicher Hoffnungen nicht mehr auskommt. In Le Corbusiers Städten ist ausgemerzt, was selbst die häßlichsten Großstädte anziehend gemacht hatte: abwechslungsreiches Zusammentreffen von Menschen in städtischer Öffentlichkeit. Statt dessen wird es mehr Gemeinschaftseinrichtungen geben und der Wohnkomfort erheblich erweitert werden; alle „ungesunden“ Vergnügungen werden dafür verschwinden. Mit Fettdruck wird darauf hingewiesen, daß diese Städte wenigstens für einen künftigen Krieg gut eingerichtet sind (Feststellungen, 179).

Heide Berndt (Frankfurt/Main)

III. Psychologie

Carstairs, G. Morris: Die zweimal Geborenen. Ein anthropologischer Bericht über Persönlichkeitsstruktur und Intimverhalten von Hindus der oberen Kasten, mit einem Vorwort von Margaret Mead. Szczeny Verlag, München 1963 (411 S., Ln., 22,50 DM).

Auf dem Wege anthropologischer Feldforschung hat Carstairs die Charakterstruktur von Hindus der oberen Kasten erforscht. Hierbei kam ihm die Tatsache zugute, daß er, in Indien geboren, die ersten neun Jahre seines Lebens dort verbrachte. Das erleichterte ihm den Zugang zu seinen Untersuchungspersonen. Förderlich waren ihm schließlich auch seine soliden psychoanalytischen und sozialpsychologischen Kenntnisse und Fertigkeiten. Auf diese Weise konnte es Carstairs gelingen, reichhaltiges Material über Familienleben, zwischenmenschliche Beziehungen, Glaubensvorstellungen, sexuelle Anschauungen und Verhaltensweisen der Hindus aufzubereiten.

Wie in allen repressiven Kulturen gilt bei den Hindus die freie Entfaltung der Sexualität als unerlaubt. Auch hier soll der Vater Selbstkontrolle und Beherrschung von Leidenschaften verkörpern, wird es als falsch und gefährlich angesehen, einem spontanen Gefühl oder Verlangen nachzugehen. Im Gegensatz zur Mutter ist daher der Vater keine gern gesehene Person. Verstärkt wird die Kälte zwischen Vater und Sohn dadurch, „daß ein Mann, solange er unter dem Dach seines Vaters lebt, die Fiktion aufrechterhalten muß, nicht geschlechtlich zu verkehren“ (88). Kein Wunder, daß Carstairs mitteilen muß: „Impotenz kam sehr häufig vor, und die meisten Männer schienen stark von Furcht vor Impotenz oder dem Verlust ihrer Männlichkeit (einer Art Kastrationsangst) erfüllt zu sein“ (222). Noch ein anderes Beispiel sexueller Reaktion kam wiederholt vor, das auch in unserer Kultur nicht selten ist: „Es war dies eine scharfe Unterscheidung zwischen Potenz im Verkehr mit Prostituierten und in Affären mit Mädchen aus den unteren Kasten im Vergleich zum Verkehr mit der Ehefrau. Im ersten Fall ergriff der Mann die Initiative, und solche (notwendigerweise geheimen, aber nicht sehr scharf mißbilligten) Abenteuer wurden mit Vergnügen geschildert. Im eigenen Haus war dies jedoch anders. Hier mußte das Verlangen der Frau befriedigt werden. Und hier war die Angst, die Stärke und Potenz könnten ausbleiben, meist sehr groß. Der Grund war deutlich, daß das Eheleben unter dem Dach des Vaters innerhalb der erweiterten Familie alle Schrecken der Ödipusphantasien aus der Kindheit heraufbeschwor, während der verachtete zufällige Partner im Geschlechtsverkehr leichter von diesem Schauplatz ferngehalten werden konnte, es sei denn, es stellte sich heraus, daß die Frau älter war als der Mann — in diesem Fall kehrte die Furcht zurück“ (222). Carstairs Informatoren meinten: „Wenn ein Mann mit einer mehrere Jahre älteren Frau verkehre, so würde dies seine Stärke in kurzer Zeit zerstören. Die ältere Frau ist gefürchtet, weil sie die verdrängte Ödipussehnsucht nach dem Besitz der Mutter wieder her-

aufbeschwört und so die Kastrationsangst erhöht, die alle sexuellen Funktionen begleitet“ (223). Man sieht, die Unterdrückung der Sexualität hat überall ähnliche Ängste und Nöte zur Folge. Indem Carstairs die Kernphantasien der Hindus zu erklären unternimmt, leistet er das, was er vorhat: Verstehen zwischen Gruppen zu ermöglichen, „indem die verborgenen Grundzüge der irrationalen Komplexe jeder Gruppe ebenso zum Objekt von Untersuchungen gemacht werden wie ihre Geschichte und alle zutage liegenden Aspekte ihres gesellschaftlichen Lebens“ (224). ~ Wilfried Gottschalch (Berlin)

IV. Soziale Bewegung und Politik

Sternberger, Dolf: Begriff des Politischen. Essay. Insel-Verlag, Frankfurt/M. 1961 (40 S., kart., 5,50 DM).

ders.: Grund und Abgrund der Macht. Kritik der Rechtmäßigkeit heutiger Regierungen. Insel-Verlag, Frankfurt/M. 1962 (408 S., Ln., 28,80 DM).

Sternbergers politische Philosophie könnte man als einen Versuch beschreiben, Carl Schmitts politischen Lehren die Anerkennung zu verweigern, ohne doch eine uneingestandene Identifikation mit deren philosophischer Grundlage aufgeben zu müssen. So kommt eine politische Theorie zustande, in der Schmitts Kritik am Parlamentarismus, seine scharfsinnigen, zum großen Teil in zynische Schlußfolgerungen übergehenden Analysen, durch eine einfache Umkehrung der zentralen Kategorien widerlegt erscheinen sollen. Daß dabei weder die Kritik wirklich erfaßt ist, noch deren Folgen wirklich abgewandt sind, macht das Charakteristische der heimlichen Identifikation aus. So stellt Sternberger in seiner Antrittsvorlesung über den Begriff des Politischen der Behauptung Schmitts vom *Krieg* als der Norm der Politik die *Maxime* gegenüber: „Der Gegenstand und das Ziel der Politik ist der Friede“ (18). Der „Streit“ als existenzielle Grundgegebenheit des gesellschaftlichen Lebens müsse als „ein stetig wirkendes Lebenselement“ (23) institutionalisiert werden. Dann sei innerhalb eines Staates eine glückliche Verfassung gegeben. Zum Unterschied vom falschen Frieden der Unterdrückung schaffe der durch die „gültige Norm“ erzielte Friede „den Streit“ nicht ab, sondern regle ihn. Waren Schmitts Thesen die Antwort auf einen pathogenen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft in der Zeit vor dem Faschismus, in dem die gesellschaftlichen Interessengegensätze so scharf aufeinanderstießen, daß sich einer „Wesensschau“ nur der „ewige Krieg“ offenbarte, sind Sternbergers Ausführungen entstanden zu einer Zeit, da der Faschismus die Gesellschaft wieder „eingeebnet“ hatte, die Nachwirkungen der „Gleichschaltung“ ein erneutes Aufbrechen der der bürgerlichen Gesellschaft immanenten Spannungen vorerst verhinderten. Sternberger begreift diese Voraussetzungen seiner Theorie so wenig wie die Voraussetzung von Carl Schmitts Schriften. Um so abstrakter werden seine Thesen.

In seinem Buch über die Macht reduziert er die Diskussion um die Legitimität „heutiger Regierungen“ auf einen Dualismus. Aus der langen Geschichte politischer Theorie extrahiert Sternberger zwei Arten der Legitimität: die freie Wahl und die historische Weissagung. Die freie Wahl und den Parlamentarismus kann er für die Gegenwart nur dadurch retten, daß er von allem absieht, was mit ihnen einmal verbunden war: Wahlen seien keine Sachentscheidungen, noch gehörten Diskussion und Öffentlichkeit unabdingbar zu ihnen. Sie seien ein „Akt der Anvertraung“ (185). Ähnliches schrieb Schmitt von der Legitimierung des totalen Staates. Geschichte, historische Probleme und gesellschaftliche Funktionen des Parlamentarismus hatte er besser durchschaut, als daß er noch an eine überhistorische Legitimität dieses Systems politischer Herrschaft glauben mochte. Gleichwohl liegt die Differenz zwischen Schmitt und Sternberger allein in einer, in der Theorie vollzogenen, Verschiebung innerhalb der „Wesensbestimmungen“. Sternbergers Kritik des Nationalsozialismus: die Wahl Hitlers mochte „wohl ein Z u t r a u e n ausdrücken, (würde) aber als ein Akt der A n v e r t r a u n g . . . niemals ausgelegt werden können“ (209), läßt sich aufgrund anderer Bewertungen des „Wesens“ von Verfassungen leicht umkehren. Seine Verblendung vor dem Faschismus gesteht Sternberger selbst ein: dort sei „kein Grund, nur noch ein Abgrund der Macht zu ahnen, vor dem unsere begreifenden Organe versagen . . . , so daß wir uns weigern müssen, Gründe auch nur aufzusuchen“ (333). Auch in dieser Theorie läßt sich der Faschismus als Problem nur durch seine Gleichsetzung mit dem Bolschewismus oder „dem Marxismus“ aus der Welt schaffen. Beider Legitimität bestünde in „historischer Weissagung“ und nicht in der Wahl freier und gleicher Bürger. Der heutige Parlamentarismus dagegen ist durch diese Antithese „so natürlich, so einfach, so nahe liegend und vor allem so zwingend legitim“ (75) geworden. Jedoch dadurch, daß man aus der gesellschaftlichen Grundlage parlamentarischer Herrschaft theoretisch einfach streicht, was ihn überwinden will — sei es in Richtung auf den Sozialismus, sei es im totalen Staat, der sich auf „Antimarxismus“ beruft — ist diese gesellschaftliche Basis realiter noch nicht der Theorie entsprechend gestaltet. Sternberger kann zwar für die westlichen Verfassungsstaaten den Zustand allgemeiner Freiheit und Gleichheit dekretieren, die wirkliche Form der Gesellschaft und deren Tendenzen drohen dennoch seine Theorie eines Tages über den Haufen zu werfen. So baut er zusätzlich zur universalhistorischen Phänomenologie der Legitimität (in der selbst Aristoteles zum Kronzeugen „des Parlamentarismus“ wird) Notbremsen in seine Theorie ein, die den Schein parlamentarischer Herrschaft auch in einer Krise aufrechterhalten sollen. Er zollt Carl Schmitt am Ende beider Schriften darin Anerkennung, daß die Leistung eines normalen Staates in der „vollständigen Befriedung“ zu sehen sei, und darin, daß auch für den „liberalen Verfassungsstaat“ eine zeitweilige Diktatur . . . in Krisen — im Ausnahmezustand“ (106) möglich und nötig sei, ohne daß dadurch sein „Wesen“ betroffen würde. Damit nicht offenkundig werde, was der funda-

mentale Widerspruch der bürgerlichen Gesellschaft auch heute noch ist: keine Klassenherrschaft ihrer Legitimitätsgrundlage nach dulden zu können, sie aber immer noch aufrechterhalten zu müssen, wird für den Fall, die bürgerlich-parlamentarische Ideologie funktioniere nicht mehr, die Diktatur eingeplant. Sternberger muß sich dabei weniger abmühen als Carl Schmitt. Dessen schon einleuchtende Freund-Feind-Theorie ist heute sehr viel leichter zu konkretisieren. Es gibt nur einen Feind: den Kommunismus.

Bernhard Blanke (Berlin)

Blücher, Viggo Graf, u. a.: Der Prozeß der Meinungsbildung, dargestellt am Beispiel der Bundestagswahl 1961. EMNID-Institute, Bielefeld 1962, 2. Aufl. 1965 (133 S., kart., 19,80 DM).

Ein Vorwurf, der immer wieder von seiten akademischer Forschungs- und Dokumentationsstellen gegenüber den Meinungsforschungsinstituten und ihren Auftraggebern erhoben wird, ist die übertriebene Geheimhaltung der empirisch gefundenen Erkenntnisse und der dabei auf methodischem Gebiet gemachten Erfahrungen. Viel wissenschaftliche Doppelparbeit könnte tatsächlich vermieden werden, wenn nicht die Auftraggeber fast aller demoskopischer Studien dem durchführenden Institut strengste Schweigepflicht auferlegen würden. Das hier besprochene Buch stellt eine erfreuliche Ausnahme von dieser Praxis dar. Die Auftraggeber haben nicht nur — über die oberflächliche Untersuchung aktueller Einzelfragen hinaus — empirische Grundlagenforschung im Gesamtbereich der Politischen Soziologie ermöglicht, indem sie das Material zahlreicher vor und nach der Bundestagswahl 1961 durchgeführter Repräsentativerhebungen zur eingehenden Analyse durch ein Team von Soziologen und Psychologen freigaben, sondern haben auch die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Analyse im vorliegenden Rahmen erteilt.

Das erste Hauptkapitel „Politische Entwicklung im Meinungsbild“ setzt sich unter anderem mit dem unterschiedlichen Interesse des Wählers an bestimmten politischen oder wirtschaftlichen Vorgängen auseinander. Allgemein wird dabei festgestellt, daß nur gut ein Drittel der Bevölkerung ein ausgesprochenes Interesse am politischen Geschehen hat. Von den wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen sind es vor allem die Themen „Kindergeld“, „Arbeitspolitik“ und „Rentenpolitik“, deren Handhabung durch die Bundesregierung vom Wähler kritisch betrachtet werden. Überwiegend wird die Wirtschaftspolitik der Bundesregierung gutgeheißen, während die Sozialpolitik von 48% der Befragten als „nur zum Teil gut“ und von weiteren 15% als „falsch“ bezeichnet wird. Das Kapitel „Wurzeln der Wahlentscheidung“ unterscheidet zwischen folgenden Faktoren der politischen Meinungsbildung beim Wähler: 1. politische Ereignisse, 2. Vorstellungsbilder (Images) der Parteien, 3. Vorstellungsbilder der

Politiker, 4. Werbung der Parteien im Wahlkampf, 5. Einstellungen (— „das heißt die stärker umweltbestimmten Verhaltensbereitschaften, Interessenrichtungen usw.“), 6. Motive (— „in der Persönlichkeit selbst verankerte Beweggründe“). Nach den Ergebnissen einer motivationspsychologischen Untersuchung im Oktober 1961, also im Monat nach der Wahl zum Vierten Bundestag, waren für CDU-Wähler vor allem die Motive „Sicherungsstreben“ und „Angst“ für die Wahl maßgebend. Die Verwendung des Wahlslogans „Keine Experimente“ kam dieser Haltung geschickt entgegen. Interessant ist vor allem die Analyse der Motivationen von Parteiwechslern. Im Hinblick auf die Ereignisse bei der diesjährigen Bundestagswahl ist bemerkenswert, daß 17% der Befragten im Oktober 1961 aussagten, sie seien innerhalb der letzten 3—4 Wochen vor der Wahl — also während des Wahlkampfes — zur endgültigen Klarheit über ihre Wahlentscheidung gekommen. Wenn daraus im dritten Hauptkapitel „Der Wahlkampf und seine Wirksamkeit“ nach einer speziellen Untersuchung der Wirksamkeit einzelner im Wahlkampf verwandter Medien der Schluß gezogen wird, daß die Wahlentscheidung in der Regel langfristig heranreife und die eigentliche Wahlkampagne nur noch geringe Auswirkungen auf den Wähler erziele, so scheint es sich bei diesem Untersuchungsergebnis eher um eine „Regelmäßigkeit“ — wie sie den Sozialwissenschaften „zukommt“ — zu handeln, als um eine „Gesetzmäßigkeit“ im naturwissenschaftlichen Sinne. Denn gerade die bei der Wahl von 1965 gewonnenen Erfahrungen zeigen, daß eine Um-Entscheidung bei beträchtlichen Wählergruppen unter gegebenen Umständen auch noch in den letzten Tagen vor der Wahl erfolgen kann. Über die „floating vote“, also den parteipolitisch nicht festgelegten Wähleranteil, heißt es: „... Bei aller politischen Bewußtheit der Stammgruppen der Parteien haben doch die fluktuierenden, politisch weniger gereiften, sich nach Erfolg und Mehrheit richtenden, halbentschiedenen und unentschiedenen Wähler immer wieder den Ausschlag gegeben. Das Problem der ‚floating vote‘ stellt sich für Deutschland in ganz besonderer Weise. Unterstellen wir, ein Meinungszufall, eine Konstellation mehrerer Vorgänge, wie wir sie zum Beispiel am 13. 8. 1961 erlebten, verschafft der SPD eine Regierungsbasis... Bei der derzeit festzustellenden Grundtendenz der Meinungen erscheint es nicht ausgeschlossen, daß ein solcher Zufall wiederum eine langjährige Regierungszeit einleitet. Das heißt, die unentschiedenen Wähler zementieren jedes Regierungssystem“ (S. 118).

Peter Frh. v. Wrangell (Bielefeld)

Halberstam, David: Vietnam oder Wird der Dschungel entlaubt?, rororo aktuell, Bd. 840. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1965 (205 S., kart., 2,20 DM).

Der Autor dieses Buches — der ehemalige Saigoner Korrespondent der ‚New York Times‘ Halberstam — wird im Vorwort von Peter Scholl-Latour als ein Nonkonformist eingeführt, der bereits in der Katangakrise dadurch „die Dinge beim Namen“ genannt habe, indem

er „das Vorgehen der Vereinten Nationen gegen Moise Tshombé als ein planmäßiges Manöver der Inder und ihrer Verbündeten in der farbigen Welt, dem Separatismus der Katanga-Provinz mit Waffengewalt ein Ende zu setzen“ (5), deutete. Und die Befürchtung, daß auch die Halberstamsche Analyse des Vietnamkonflikts von ähnlichem ‚Nonkonformismus‘ ist, bewahrheitet sich nur allzu schnell auf den ersten Seiten. Die fixe Prämisse dieses Buches ist die Feststellung, daß Südvietnam für das amerikanische „Volk (sic!) von sehr großer Bedeutung“ (55) sei, womit natürlich jede Möglichkeit, das dortige amerikanische Engagement einer grundsätzlichen Überprüfung zu unterziehen, entfällt. Was bleibt, ist ein wortreiches Lamentieren darüber, daß ihm so wenig Erfolg beschieden ist. Das Verwunderlichste dieses Buches ist aber weniger seine imperialistische Ideologie, als vielmehr die Naivität, mit der hier versucht wird, das amerikanische Debakel abzuleiten. Da sind die Ignoranz und der Opportunismus bestimmter amerikanischer Offiziere und Geheimdienstler, die den Charakter eines Partisanenkrieges nicht begreifen, die sich über die Konsequenzen des Polizeiterrors und der Korruption des Diem-Regimes nicht im klaren sind; aber die größte Schuld trifft natürlich Südvietnam selbst, deren Generale und Beamte unfähig und korrupt sind und deren Bevölkerung nicht dem Kommunismus standhält. Warum aber tut sie das nicht, warum desertiert die Armee anstatt zu kämpfen? Halberstam kommt nicht umhin, zuzugeben, daß das, was von der Regierung Südvietnams nach dem Abzug der Franzosen geleistet wurde, kaum geeignet war, die verarmte und analphabetische Bevölkerung zu engagierten Anhängern der dortigen Spielart ‚abendländischer Freiheit‘ zu machen. Woran aber lag es, daß weder das Regime Ngo Dinh Diems, noch dessen Nachfolger imstande waren, die dringendsten Probleme dieses Staates zu lösen? Das ist die Antwort von Halberstam: die Landreform scheiterte „dank Diems konservativer und gleichgültiger Haltung“ (30); Diem war auch „kein guter Verwaltungsfachmann“ (60); und das Programm der ‚Wehrdörfer‘, in denen laut Halberstam „die Bauern sozial und erzieherisch betreut werden sollten“ (106) scheiterte, weil es zu „kompliziert“ war. Aber der ‚schlechte Verwaltungsfachmann‘ Diem war ein keineswegs gleichgültiger, sondern ein sehr fähiger und gründlicher Organisator, als es galt — mit Hilfe der Amerikaner — eine Geheimpolizei, eine Miliz und viele Gefängnisse einzurichten. Seine Gleichgültigkeit gegenüber dem Agrarproblem ging keineswegs so weit, nicht durch Expropriierungen und Pachtnachforderungen eine halbfeudale Großgrundbesitzerschicht zu stärken, bzw. sie z. T. sogar erst neu zu schaffen. Und Halberstam, der — was die Wehrdörfer und den dort herrschenden Terror angeht, zweifellos über exakte Informationen verfügt — hätte bedenken sollen, daß einst auch die faschistischen Konzentrationslager von der offiziellen Propaganda als Orte sozialer und erzieherischer Betreuung bezeichnet wurden.

Was in diesem Buch über die Ursachen der heutigen Auseinandersetzungen in Vietnam ausgeführt wird, bewegt sich oft am äußersten Rand der Geschichtsfälschung: daß die Teilung des Landes ein „Sieg“

für die Vietminh gewesen sei (17), kann wirklich nur von jemand behauptet werden, der keine Kenntnis davon genommen hat, welche Anstrengungen von der Seite Nordvietnams unternommen worden sind, um die endgültige Teilung, die dort stets als eine ökonomische und politische Katastrophe ersten Ranges angesehen wurde, zu verhindern, während das Diem-Regime — mit Unterstützung der USA — alles getan hat, um die durch das Genfer Abkommen von 1954 vertraglich festgelegte Wiedervereinigung durch freie Wahlen zu verhindern. Die Theorie, daß der „neue Indochina-Krieg... Teil einer systematischen und genau berechneten Verschwörung der kommunistischen Hanoi-Regierung“ (30) sei, wirkt nicht mehr sonderlich glaubhaft, wenn anschließend ausgeführt werden muß, daß diese Verschwörung so „subtil“ gewesen sei, daß die Südvietnamesen ihren Aufstand allein durchführen konnten. Für Halberstam ist die „Not“ des vietnamesischen Volkes nicht die Ursache des Krieges, sondern lediglich der „Verbündete“ der „Kommunisten“ (59). Mit derlei Kategorien ist nun freilich das Phänomen antiimperialistischer Befreiungsbewegungen nicht in den Griff zu bekommen. Inwieweit dies von Halberstam überhaupt beabsichtigt ist, muß auch fraglich bleiben: er ist ein dezidiert Feind jedweder antikolonialer Emanzipationsbestrebung. Ein Nichtnachgeben der USA in Vietnam erscheint ihm schon deshalb notwendig, um in Zukunft „die sogenannten Befreiungskriege (zu) erschweren“ (198). Es müsse endlich die „Lektion“ gelernt werden, um später „mit einer ähnlichen Lage in Thailand oder Angola (sic!) oder in einer kleinen südamerikanischen Republik fertig zu werden“ (200). Wie unter solchen Voraussetzungen die auf der letzten Seite des Buches postulierte „politische Lösung“ (204) des Vietnamproblems erreicht werden kann, führt Halberstam leider nicht näher aus.

Die Begründung, man müsse jemand, der „Besseres verdient“ habe, davor bewahren, „in einer öden, leblosen und kontrollierten Gesellschaft leben“ zu müssen (198), zeugt nicht gerade von großer Einsicht in die Probleme ökonomisch schwach entwickelter Gesellschaften. Dafür, daß dieses ‚Bessere‘ jedenfalls nicht die gegenwärtigen halbkolonialen bzw. halbfeudalen Herrschaftsverhältnisse sind, führt Halberstam selbst eine Bemerkung von Graham Greene über das nordvietnamesische Regime an — ohne indes hieraus für seine Analyse irgendwelche Konsequenzen zu ziehen: „dem Bauern fehlen weder Cafés noch Restaurants noch französische und amerikanische Filme, denn er hat das alles nie gehabt... Es redet sich leicht von der Gefahr für das Individuum, aber der unbekannt kleine Bauer ist bisher noch niemals annähernd als Individuum behandelt worden“ (203).

Als sich auch nach der Ausschaltung der Dien-Nhu-Clique in Südvietnam ein Wandel nicht anbahnte, hätte Halberstam eigentlich klar werden müssen, daß die ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse dieses Landes ebenso wie die dortige militärische Lage mehr als nur die Charakterfehler einiger Personen reflektieren und daß in einer Gesellschaft, deren Oberschichten sich lediglich rein parasitär

durch Korruption reproduzieren, personale Auswechslungen irgendwelche Veränderungen von Bedeutung nicht hervorrufen können. Dies ist aber Halberstam ebenso wenig bewußt wie die Tatsache, daß auf der anderen Seite wirkliche gesellschaftliche Strukturveränderungen dort auch die Substitution eben jener kleinen sozialen Führungsgruppen — auf die sich die USA-Außenpolitik generell in Asien, Afrika und Lateinamerika allein stützen kann — implizieren würde, was wiederum auch jener Politik ihre Grundlagen entziehen müßte. Wer sich darüber informieren will, welche Generale wann, wo und gegen wen geputscht haben, welche Kommandeure im Kampf gegen die Befreiungsfront ihre Reservebataillone zur falschen Zeit, am falschen Ort oder überhaupt nicht eingesetzt haben, dem wird dieses Buch von großem Nutzen sein. Über die grundlegenden Probleme des Vietnamkonflikts hingegen sagt es — trotz einer gewissen Tendenz, Schwarz-Weiß-Malerei zu vermeiden und trotz der Partialerkenntnis, daß die Entsendung weiterer amerikanischer Truppen und Flugzeuge die gehegten Hoffnungen nicht erfüllen wird — allzu viel Relevantes leider nicht aus. Kurt Steinhaus (Marburg)

Warner, Denis: Vietnam. Krieg ohne Entscheidung.
Bechtle Verlag, München u. Esslingen 1965 (370 S., Papb., 18,80 DM).

Das Buch des australischen Fernostkorrespondenten Warner unterscheidet sich schon in der Intention von dem Halberstams dadurch, daß es versucht, neben den aus unmittelbarer Anschauung gewonnenen Eindrücken eine kurze Geschichte Indochinas zu liefern. Wenn dieser Versuch auch nicht voll zu befriedigen vermag, so trifft doch dieser Teil des Buches — ebenso wie die Schilderung der gegenwärtigen Situation — nicht selten den Kern der Sache. Daß die Nachkriegskonflikte in Vietnam ohne die sozialen und ökonomischen Probleme dieses Gebietes nicht erklärt werden können, ist Warner durchaus klar.

Seine sehr genauen Schilderungen der Verhältnisse in Laos und Südvietnam — wobei er auch eine eingehende Schilderung der US-Wirtschaftshilfe nicht vergißt, vermitteln dem Leser beträchtliche Grundinformationen: besonders weil auch Quellen der ‚anderen Seite‘ verarbeitet wurden, was sich nicht auf gelegentliche Zitate aus General Giap's Buch ‚Volkskrieg — Volksarmee‘ beschränkt. So sind z. B. die von Warner ausgewerteten Berichte der südvietnamesischen Befreiungsfront über die Gewinnung eines Dorfes durchaus dazu angetan, die üblichen Vorstellungen über das Vorgehen der ‚Kommunisten‘ in derartigen Situationen zu korrigieren.

Doch auch dieses Buch ist trotz einer weitgehenden Objektivität ideologisch. Obwohl der Autor z. B. selbst genügend Material liefert, aus dem die Abhängigkeit aller südvietnamesischen Organisationen und Aktionen vom Plazet der USA nur allzu deutlich wird, scheinen die Untaten der Saigoner Armee und Polizei — sofern sie nicht als Beispiele individueller Brutalität interpretiert werden — vor allem

die übliche „asiatische Grausamkeit“ zu reflektieren, an die man sich seit Südkorea und Südvietnam mittlerweile gewöhnt oder auch nicht gewöhnt habe (13 ff.).

Wenn Warner auf den letzten Seiten seine Analyse der westlichen Indochinapolitik zusammenfaßt, liefert er sicherlich eine zutreffende Beschreibung: „Wir hielten nach Repräsentationsfiguren Ausschau und hätten nach dem Volk sehen sollen . . . Wir hoben Armeen aus, anstatt den Lebensstandard zu heben“ (358 f.). Die Frage, inwieweit eine solche Außenpolitik system- und strukturbedingt ist, d. h. inwieweit überhaupt realistische Möglichkeiten für die USA bestanden, Südvietnam zu einem antikommunistischen Stützpunkt auszubauen, ohne sich zugleich auf soziale Gruppen stützen zu müssen, die die vom Autor beklagten Eigenschaften der Brutalität und Korruption aufweisen, wird allerdings nicht gestellt. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind nämlich „Repräsentationsfiguren“ vom Typ Diem, Khan oder Ky die einzigen, die die amerikanische Politik in Südostasien zur Unterstützung ihrer Ziele finden kann. Die Aufstellung großer Armeen ist einfach notwendig, um diese gleichen Figuren vor dem eigenen Volk zu schützen, das sich dann wiederum mit noch größerer Heftigkeit wehrt. Diese Dialektik von Revolution und Konterrevolution in ökonomisch schwach entwickelten Gesellschaften bleibt Warner verborgen. Ebenso wenig wird klar, daß die Bauern Südvietnams keineswegs irgeleitet durch die ‚Kommunisten‘ gegen ihre objektiven Interessen handeln, wenn sie die Befreiungsfront unterstützen.

Denn auch die „kommunistische Landreform“ ist mehr als ein „monströser Bluff“ (359). Eine Agrarstruktur, deren Kennzeichen ein kaum mit Produktionsmitteln ausgestatteter und mit Arbeitskräften überbesetzter Kleinbetrieb ist, der nur für den eigenen Bedarf produziert, blockiert eine effektive Industrialisierung. Diese ist aus eigener Kraft nur möglich, wenn es einerseits gelingt, die überschüssigen Arbeitskräfte aus dem agrarischen in den gewerblichen Produktionssektor umzuleiten, bzw. bei der Verwirklichung von Infrastrukturprogrammen einzusetzen. Andererseits ist die Versorgung dieser Arbeitskräfte mit den notwendigen Existenzmitteln nur durch zentral appropriierte Teile der Agrarproduktion möglich. Der „monströse Bluff“ liegt eher in der Unterstellung, daß es in Ländern von der Art Vietnams möglich ist, ein funktionsfähiges kapitalistisches Wirtschaftssystem aufzubauen ohne die historischen Bedingungen, unter denen es sich in Europa entfaltete.

Kurt Steinhaus (Marburg)